

Geschichte der Stadt Mainz in den Jahren 1813 und 1814

Karl Georg Bockenheimer

Geschichte der Stadt Mainz

in den Jahren 1813 und 1814.

Von

Dr. K. G. Bockenheimer.

Dritte Auflage.

Mainz,
Verlag von Franz Frey.
1886.

Geschichte
der Stadt Mainz
in den Jahren
1813 und 1814.

Von

Dr. K. G. Bockenheimer.

Dritte Auflage.

Mainz,
Verlag von Franz Frey.
1886.

Druck von Fl. Kupferberg in Mainz.

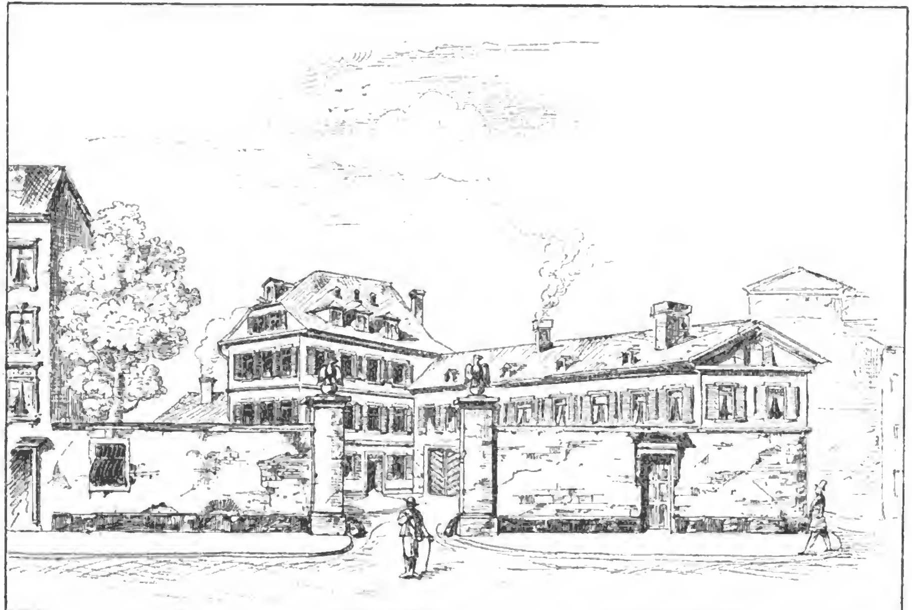
Illustrationen von Cl. Kissel in Mainz.

Vorwort.

Seit dem ersten Erscheinen dieser Schrift (1863) war ich auf deren Erweiterung und Verbesserung bedacht. Ich wollte, soweit thunlich, ein vollständiges und getreues Bild geben von den Zuständen in meiner Vaterstadt zur Zeit einer der größten Prüfungen, die seit dem Ende der Römerherrschaft über sie gekommen. Dabei wollte ich einen Beitrag liefern zur Geschichte der deutschen Befreiungskriege, bei deren Erzählung nur selten und flüchtig auf die in jeder Beziehung wichtigen Vorgänge in Mainz verwiesen wird. Ob ich nach beiden Richtungen das mir gesteckte Ziel erreicht habe, mögen Sachkundige entscheiden.

Mainz, 24. Februar 1886.

Dr. Bockenheimer.



Gebäude der französischen Fahrpost.

Einleitung.

Rückblick auf das Jahr 1812.

„Das Reich, welches ich gegründet habe, bietet Euch Sicherheit, daß Euer Land niemals mehr der Schauplatz des Krieges werden wird.“ Mit diesen Worten erwiderte Kaiser Napoleon am 19. April 1812 eine Ansprache des Mainzer Handelsmannes Mappes, worin derselbe Namens des Wahlkörpers vom Departement vom Donnersberg die Vortheile gerühmt hatte, deren die Bewohner des Departements durch die Vereinigung mit Frankreich theilhaftig geworden. Damals, kurz vor Beginn des russischen Feldzuges, gab es in Frankreich wohl Niemanden, der in die Zulänglichkeit des von dem Kaiser betonten Schutzes der Rheinlande einen Zweifel setzte. In Europa hatte die Macht Napoleons ihres Gleichen nicht; er gebot über eine große, sieggewohnte Armee; die Truppen des Rheinbundes standen seines Rufes gewärtig; Preußen und Oesterreich hatten eben erst durch Verträge zur Stellung von Hülfstruppen sich verpflichtet.

Mit Stolz verkündete zur selben Zeit der Moniteur, daß 500 000 Mann bereit ständen, von Hamburg, Wesel, Verona, München, Dresden und Berlin aufzubrechen, um an der Oder und an der Weichsel Stellung zu nehmen. Gab es nun auch damals schon Einzelne, welche trotz dieser Machtentfaltung von dem Kriege mit Rußland abriethen, weil der Erfolg ihnen zweifel-

haft erschien, so ahnte doch kein Einziger, daß der bevorstehende Feldzug die Einleitung zu dem raschen Fall Napoleons und zu der Auflösung des von ihm gegründeten ungeheueren Reiches sein würde. Am wenigsten hätten die von dem Kaiser so huldvoll aufgenommenen, von Mappes geführten Abgeordneten sich träumen lassen, daß sie nach zwei Jahren genau auf denselben Tag in der zu Mainz erscheinenden Zeitung die Urkunde zu lesen bekämen, durch welche Napoleon für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien verzichten mußte. Bis es dazu kam, hatte das Departement vom Donnersberg und namentlich dessen Hauptstadt Mainz so schwere Leiden zu ertragen, daß dagegen alle Schrecken der Feldzüge der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts weit zurücktraten. Zweimal erblickte Mainz den Kaiser auf der Flucht, zweimal sah es mit Entsetzen auf die traurigen Reste von Armeen, die kurz zuvor noch in vollem Glanze und mit Stolz die Stadt durchzogen hatten; mehr als 20 000 Soldaten fanden ihr Grab in der Stadt Mainz, von deren Bürgerschaft ein Zehntel in wenigen Monaten verstarb.

So fügte es das Geschick, daß die Stadt, deren Sicherstellung der Kaiser so zuversichtlich hervorgehoben, zuerst und am schrecklichsten von der Kriegsgeißel heimgesucht wurde, weil Derjenige, der sich zu ihrem Schirmherrn aufgeworfen, die mahnende Stimme der Vorsehung nicht verstehen wollte. Ist hiernach der Hintergrund des Bildes, das hier entrollt werden wird, ein durchweg trauriger und grauenerregender, so wird doch die Erzählung der Leiden unserer Vorfahren auf die Theilnahme der Enkel rechnen können; sie wird aber auch des Anziehenden gar Manches bieten in der Schilderung der herrlichen Tugenden der Mainzer, die in jener Zeit der Noth zu Tage traten.

Am Abende des 16. Dezember 1812, um mit unserer Erzählung zu beginnen, suchten drei soeben in Kastel angelangte Reisende nach einem Schiffer, der es noch wagen wollte, sie durch die gewaltigen Massen des Eises, das im Rheine trieb, nach dem

jenseitigen Ufer zu fahren. Es mußte ihnen augenscheinlich viel daran gelegen sein, noch an demselben Abende nach Mainz zu gelangen, da alle Vorstellungen der mit den Verhältnissen vertrauten Schiffer sie von ihrem Vorhaben nicht abzubringen vermochten. Als sich endlich Fährleute zu dem Wagniß bereit fanden, zeigte sich erst, wie begründet die Bedenken und Abmahnungen gewesen. Nur unter der größten Anstrengung aller Kräfte konnte der Kahn vorwärts gebracht werden; hier waren Eisschollen abzuwehren, dort war der Weg durch große Eislagerungen versperrt; überall waren Hindernisse, deren Ueberwindung in der Dunkelheit das äußerste Maß der Umsicht erheischte. Immer mehr kam der Kahn aus der geraden Linie heraus, bis er endlich vor Mombach das Ufer erreichte. Halb erstarrt von der schneidenden Kälte, der sie ausgesetzt gewesen, setzten sich die Reisenden in Bewegung, um nach Mainz zu kommen, was ihnen in der Dunkelheit bei der Unkenntniß des Weges nicht leicht wurde. Endlich in Mainz angekommen, stiegen sie in der damals noch am Thiermarkt befindlichen Post ab. Der eine der Herren, der sich für den Herzog von Vicenza ausgab, ertheilte den Auftrag, man möge doch den Marschall Kellermann einladen, alsbald einer dringenden Angelegenheit halber zu ihm zu kommen. Als Kellermann der Einladung folgend in der Post eintraf, erkannte er in dem angeblichen Herzoge von Vicenza seinen Kaiser. Kaum vermochte er sein Staunen ob dieser Begegnung zu unterdrücken; denn nach dem letzten Bulletin aus Rußland mußte er den Kaiser inmitten seiner, zwar von den Beschwerden eines strengen Winters heimgesuchten, aber dennoch immer siegreichen Armee vermuthen. Die Umstände, unter denen er unerwartet den Kaiser in Mainz traf, die Heimlichkeit, womit die Reise bewerkstelligt wurde, die geringe Zahl der Begleiter, — es waren dies lediglich Caulaincourt und Duroc — die Entblößung von allen Geldmitteln, die der Kaiser zu erkennen gab, ließen dem im Kriegsdienste alt gewordenen Marschall die Lage seines Kaisers und der Armee in

Rußland in einem traurigen Lichte erscheinen. Den ganzen Umfang des entsetzlichen Elends, in welchem die Armee sich befand, als Napoleon dieselbe heimlich verlassen, erfuhr er vorerst noch nicht. Nachdem er auf den Wunsch Napoleons noch Reisegeld herbeigeschafft hatte, wurde er von dem Kaiser entlassen, der mit derselben Heimlichkeit, mit der er gekommen, in der Nacht noch nach Paris abfuhr. Erst durch den Moniteur vernahmen die Mainzer, daß der Kaiser durch ihre Stadt gekommen und „glücklich" nach Paris gelangt sei; etwas Weiteres erfuhr vorerst durch jenes Blatt kein Mensch. Nur bei Beantwortung der Beglückwünschungen einzelner Behörden ließ demnächst der Kaiser, wie das Regierungsblatt dies jedesmal zur Kenntniß brachte, durchblicken, daß er in Rußland nicht glücklich gewesen; erst sprach er von „manchen" Verlusten, welche die Armee durch die zu früh eingetretene Kälte erlitten habe, dann kam das Geständniß von den „großen" Verlusten, womit selbstverständlich die ganze Wahrheit nicht gesagt war. Die sollte überhaupt nicht bekannt werden, damit das Werk der Neugestaltung der Armee, womit sich der Kaiser seit seiner Flucht aus Rußland trug, keine Störung erleide. Wie nämlich vor Beginn des russischen Feldzuges gar manche warnende Stimmen in der Umgebung des Kaisers sich vernehmen ließen, so fehlte es auch zu Ende des Jahres 1812 nicht an Solchen, welche ernstlich in den Kaiser drangen, von weiteren kriegerischen Unternehmungen Umgang zu nehmen. Ganz besonders rieth Kaiser Franz von Oesterreich zu einer Verständigung mit Rußland, zu deren Herbeiführung er selbst mitzuwirken bereit war. Nicht blos bei diesem Anlasse, sondern auch in noch schlimmeren Lagen beeilte sich Napoleon, den Friedensmahnern einen Riegel vorzuschieben, indem er, seinem Glücksstern vertrauend, auf einen raschen, entscheidenden Schlag rechnete, der ihm Luft machen sollte. Wir werden im Verlaufe dieser Erzählung wiederholt auf diesen Starrsinn des Kaisers zurückkommen und darin den Grund seines Sturzes finden.

Bereits am 1. September 1812 hatte Napoleon ein Senatsconsult erwirkt[1]), durch welches 100 000 Mann der Conscription des Jahres 1813 dem Kriegsminister zur Verfügung gestellt wurden. Demgemäß fand im Monate November 1812 die Musterung der Militärpflichtigen, die im Jahre 1793 geboren waren, statt. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich war Napoleon in der Lage, über diese Mannschaft zu verfügen, was er auch sofort that, indem er mit der Neubildung von Corps und mit der Ergänzung der großen Armee begann. Da jedoch die zu Ende 1812 ausgehobene Mannschaft bei Weitem nicht hinreichte, um die in Rußland erlittenen Verluste zu decken, so veranlaßte der Kaiser ein weiteres Senatsconsult vom 11. Januar 1813[2]), welches 350 000 Mann dem Kriegsminister zur Verfügung stellte.

Durch die Anordnung dieser weiteren Aushebung, auf die wir noch zurückkommen werden, erhielten Frankreich und die mit ihm verbündeten Staaten die Gewißheit darüber, daß dem Kaiser nichts ferner lag, als in die Bahn des Friedens einzulenken.

Welchen Eindruck diese Kunde in Frankreich und namentlich in unserem Departement machte, ist vorerst näher zu beleuchten.

Die Stimmung der Franzosen in den alten Departementen ist kurz damit angedeutet, daß man in allen Kreisen des ewigen Kriegführens müde geworden war[3]). So sehr es den Franzosen schmeichelte, daß die einst zum Kampfe gegen Frankreich vereinten Staaten des Festlandes der Reihe nach gedemüthigt, daß die Grenzen des Reiches um Vieles erweitert, so viele Staaten zur Heeresfolge gezwungen worden, so waren sie doch nicht so ver-

1) Duvergier, Collection complète des lois... XVIII p. 261.

2) Duvergier, Collection complète des lois... XVIII p. 308.

3) „Alle Welt ohne Ausnahme ist des Krieges müde; man seufzt nach Nichts als Frieden und Ruhe; dies Verlangen ist allgemein und Niemand verhehlt es sich — die Geister sind erregt, Paris hat sich seit 11 Monaten sehr verwandelt . . ." Aus einer Depesche des Fürsten von Schwarzenberg vom 14. April 1813.

blendet geworden, um nicht zu fühlen, wie die steigende Macht ihres Kaisers durch die Einbuße ganz wesentlicher politischer Rechte, deren sich die Bevölkerung eine Zeit lang zu erfreuen gehabt, durch die übermäßige Anstrengung der Steuerkräfte des Landes, kurz durch immer sich mehrende Opfer an Gut und Blut war erkauft worden. Diese und ähnliche Mißstände des persönlichen Regiments, wie es Napoleon eingerichtet hatte, erträgt eine Nation, so lange die Erfolge des Regierenden die Aufmerksamkeit von der eigentlichen Lage des Landes ablenken. Die ersten Mißerfolge jedoch genügen, um zu ernsteren Betrachtungen zu veranlassen und Mißmuth über die Entziehung oder Beeinträchtigung von Gütern, welche dem Volke werth und theuer sind, heraufzubeschwören. So kam es auch in Frankreich. Der spanische Krieg bezeichnet den Wendepunkt in der Macht Napoleons. Er war unternommen, ohne daß das Wohl Frankreichs irgendwie dies erheischte, aus persönlicher Laune des Kaisers, der wieder einem seiner Angehörigen einen Thron verschaffen wollte. Diesmal rächte sich das Spiel, das er mit den Nationen trieb. Der colossalen Opfer an Geld und Menschenleben unerachtet konnte Napoleon mit den Spaniern nicht fertig werden. Auch zu dem Kriege mit Rußland lag ein zwingender Grund nicht vor; denn Napoleon verschob ja den Beginn fast um ein Jahr, und als er ihn beginnen wollte, war Rußland bereit, das Möglichste zu thun, um den Völkern den lang ersehnten und so nothwendigen Frieden zu erhalten. Als nun wiederum von dem Kaiser die schwersten Opfer verlangt wurden, da brach der Unmuth, der bei dem absoluten Regimente bisher sich nicht hatte Luft machen können, unerwartet an einzelnen Stellen hervor. Die zum Kriegsdienst bestimmte Jugend, die sonst mit einer gewissen Begeisterung den Fahnen des siegreichen Kaisers gefolgt war, ward widerwillig, und mit knapper Noth entging der Kaiser persönlichen Beschimpfungen. Allein auch die älteren Soldaten und die Offiziere waren des Krieges satt geworden. War diese Stimmung vor dem Kriege

schon so ungünstig für das kaiserliche Regiment, so begreift man nach den unverantwortlichen Verlusten, welche die Armee in Rußland erlitten, wie der Unmuth sich zur Erbitterung steigerte, als der Kaiser von Neuem zum Kriege rüstete.

In den neuen Departementen war die Stimmung für die Regierung noch bedenklicher, weil man hier, und dies gilt namentlich von unserem Departement, der Ruhe und Schonung noch mehr bedurfte, als im alten Frankreich. Richtig ist es zwar, daß das Departement durch den Mund des Kaufmannes Mappes und seiner Begleiter vor Ausbruch des russischen Krieges den Kaiser feierlich versichern ließ, es habe noch zu keiner Zeit mit dem Lande so gut gestanden, als seit seiner Vereinigung mit Frankreich. Allein für den Kundigen ist der Werth solcher Adressen ein zweifelhafter; für Mainz läßt sich die Probe leicht machen, wenn man mit dieser feierlichen Anrede die öffentlichen Kundgebungen aus der Zeit nach dem Auszuge der Franzosen vergleicht.

Mainz war — darüber ist kein Zweifel — mit den übrigen Bezirken des Departements im Begriffe gewesen, von den Schlägen sich zu erholen, welche die Kriege der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der ganzen Gegend gebracht hatten. Die Franzosen hatten es sich, zum guten Theile zu ihrem eigenen Vortheile, angelegen sein lassen, Handel und Gewerbe, die unter der alten Regierung zu einer sonderlichen Höhe nicht gekommen waren, zu heben und zu beleben; nicht minder trug eine vernünftige Verwaltung und eine vorzügliche Rechtspflege dazu bei, die anfangs widerstrebende Bevölkerung für die neue Regierung zu gewinnen. Der Glanz, den an der Grenze des Reiches die Träger der höchsten Civil- und Militärgewalten um sich zu verbreiten suchten[1]), der Stolz auf die ungeheueren Erfolge ihres Kaisers, die Begierde,

1) Ce faste était dicté par la politique . . (Bodmann) Considérations sur le département du Mont-Tonnerre p. 87.

Theil zu nehmen an dem Ruhme seiner Thaten, hatten die Jugend, die nichts von den alten Verhältnissen wußte, rascher auf die Seite der Franzosen gezogen. Immerhin hing dieser Aufschwung zum Besseren von dem Fortbestand geordneter Verhältnisse ab. Leider sollten die Hoffnungen der Bevölkerung in dieser Richtung nur zu rasch zu nichte werden. In unserer Gegend gab es zur Zeit der französischen Herrschaft nur wenige Fabriken, und der Handel befaßte sich zum größten Theile mit der Spedition. Dieser wurde aber verkümmert theils durch die endlosen Kriege, theils durch die unglückselige Continentalsperre, in deren Folge der Verkehr sich auf der rechten Rheinseite bewegte. Nicht als Handelsplatz, sondern als einer der Hauptsitze der Douane kam schließlich Mainz noch in Betracht. Wieviel ist aus der Douane in Mainz herauszuschlagen, so fragte sich der Kaiser in seiner Finanznoth, und auf seine Winke mehrten sich die Beschlagnahmen fremder Waaren, über welche dann die Spekulanten des großen Reiches herfielen.

In ihrem Unmuthe über den beginnenden Rückgang in Handel und Verkehr murrten die Bewohner unserer Gegend nicht blos über die fortwährende Steigerung der Abgaben und der Militäraushebungen, sondern ebenso entschieden auch über ihre politische Lage, deren Schattenseiten in den besseren Tagen übersehen worden waren [1]). Darin waren zwar die Bewohner des Departements nicht schlimmer gestellt als die anderen Franzosen, daß sie der selbstgewählten Vertreter ihrer Interessen in der Staats- und Gemeindeverwaltung, daß sie des Rechts der freien Meinungsäußerung in der Presse und auf anderem Wege entbehrten. Ihre besondere Beschwerde wurzelte in der Zurücksetzung, die sie allenthalben ertragen mußten. In die besten Stellungen hatte man nach und nach Franzosen untergebracht, die in Verbindung mit ihren, des besseren Fortkommens wegen hierher verzogenen Lands-

1) S. auch Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der franz. Herrschaft I. S. 300 ff.

leuten die erste Rolle zu spielen pflegten. Ihrer vielgerühmten Höflichkeit unerachtet hielten es die Fremden mit wenigen Ausnahmen nicht der Mühe werth, sich um das Volk und dessen Bedürfnisse zu bekümmern, fühlten sie sich doch diesem Volke an Bildung und Gesittung weit überlegen. Nur die rasch emporgekommenen Kaufleute und Spekulanten kamen hauptsächlich mit den französischen Kreisen in nähere Berührung; es waren das dieselben Leute, die demnächst bei dem Wechsel der Dinge auch an die neue Regierung und deren Organe sich heranmachten. In der Masse des Volkes dagegen erhielt sich deutsche Art und Gesittung; sehnte man sich in diesen Kreisen nicht gerade nach den alten kurmainzer Zeiten zurück, so war man doch weit davon entfernt, in dem Franzosenthum aufgehen zu wollen. Wie wenig es bedurfte, um die Liebe zu dem angestammten Vaterlande wieder auflodern zu lassen, das wußten die Franzosen recht gut. Aus Berichten des Präfekten vom Donnersberg vom September 1812 und März 1813 entnehmen wir, mit welchen Schwierigkeiten dieser Beamte zu kämpfen hatte, um an Plätzen wie Worms und Speier Leute zu finden, welche die Stelle eines Maire übernehmen wollten; eine nicht unwesentliche Schwierigkeit lag, wie der oberste Regierungsbeamte dies ausdrücklich bemerkte, in der Hinneigung der Bevölkerung zu Deutschland[1]). Ganz genau so drückt sich der Präfekt bei einem anderen Anlasse aus; als nämlich, wie noch zu erwähnen sein wird, im November 1813 die Departemente zwischen Rhein und Mosel durch schwere Requisitionen heimgesucht werden sollten, warnte er nachdrücklich zur Vorsicht, damit nicht die Gefühle der deutschen Bevölkerung, welche zu keiner Zeit die Beziehungen zu den Bewohnern des rechten Rheinufers unterbrochen hätten, auf diesem Wege verletzt würden[2]). Ja selbst der Kaiser mißtraute

1) Sainte-Beuve, Nouveaux Lundis VIII p. 180.

2) „Unzweifelhaft werden die alten Beziehungen zwischen den beiden Rheinufern alte Ideen wach rufen. Die Bevölkerung, welche sich bisher verständig benommen, wird sich irre leiten lassen.“ So berichtete

der deutschen Bevölkerung am Rheine, als es sich im November 1813 darum handelte, die Rheingrenze durch Bürgergarden bewachen zu lassen[1]).

Wenn es aber noch eines Weiteren bedurft hätte, um bei der Nachricht von neuen Rüstungen die Erbitterung der Bewohner unserer Gegend hervorzurufen, so wäre der Anblick der traurigen Reste der ehemaligen großen Armee, von der man einzelne Theile zum Zwecke der Ergänzung nach Mainz leitete, und der Anblick der vielen, seit Beginn des russischen Krieges hinter die Armee zu uns verbrachten Kranken hinreichend gewesen, diese Stimmung zu erzeugen.

Mit solchen Gefühlen schlossen die Rheinländer das Jahr 1812, das in seinen letzten Monaten viel Betrübendes und Beunruhigendes mit sich geführt hatte. Dabei waren die Aussichten für das bevorstehende Jahr noch viel schlimmer; den vollen Umfang des bevorstehenden Jammers und Elendes konnte Niemand ahnen.

der Präfekt am 26. Oktober 1813 nach Paris. S. meinen Aufsatz in Pick's Monatsschrift II. S. 137.

1) »Ne jugeant pas à propos de confier aux nouveaux Français du Mont-Tonnerre et de la Roër la défense de cette partie de la frontière.« Brief Napoleons vom 3. November 1813 in Correspondance XXVI. p. 474.

Erstes Kapitel.

Die Rüstungen und Vorbereitungen zum Kriege gegen Rußland und Preußen.

In den ersten Tagen des neuen Jahres waren Napoleons Vorarbeiten für den bevorstehenden Feldzug in ihren Grundzügen fertig gestellt. Darnach sollten bis zum Monate März fünf Armeecorps an der Elbe und der Oder sich aufstellen; ein Observationscorps von der Elbe unter Lauristons Befehl mit dem Hauptquartier in Hamburg, hatte sich in Bremen, Osnabrück, Frankfurt und Hanau zu bilden, um demnächst nach Magdeburg, Brandenburg, Halberstadt zu marschiren; ein erstes Observationscorps vom Rhein unter Ney sollte sich in Frankfurt und Hanau, ein zweites Observationscorps vom Rhein unter Marmont in Paris, Lyon und Mainz formiren; beide sollten nach der Oder geführt werden. Ein Corps und Theile eines weiteren Corps sammelten sich in Italien, um nach Deutschland zu ziehen. Mit aller Zuversicht meldete Napoleon seinem Schwiegervater, dem Kaiser Franz[1]), er sei im

1) Brief vom 7. Januar 1813 bei Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg I. S. 393. Siehe die Bemerkungen zu diesem Briefe in Correspond. XXIV. p. 439. Die Herausgeber der Correspondenz Napoleons waren der Ansicht, der Brief sei nicht abgesendet worden, das Schreiben sei nur als ein Entwurf anzusehen. Oncken hat bereits die Unhaltbarkeit dieser Annahme nachgewiesen.

Stande, diesmal den Russen mit größeren Streitkräften entgegenzutreten; er berechnete dabei den Bestand der großen Armee auf 200000 Mann, die künftige Stärke der fünf genannten Corps auf 300 Bataillone. In dieser Berechnung waren nicht inbegriffen die von Bayern, Württemberg und Westphalen zu stellenden Truppen, ebensowenig die Hülfs-Truppen von Preußen und Oesterreich, auf deren Erscheinen er sicher rechnete. Von Friedensverhandlungen, wie sie Kaiser Franz im Auge hatte, wollte Napoleon nichts wissen, wenigstens äußerte er sich diesem gegenüber dahin, er werde in dieser Richtung keinen Schritt thun, vielmehr müsse er dies den Russen überlassen, weil sich in dem letzten Feldzuge das Glück auf ihre Seite gewendet habe. Auch in seinen an die Könige von Bayern, Württemberg und Westphalen, an den Großherzog von Hessen-Darmstadt und den Fürsten Primas und an die anderen Rheinbundfürsten zur selben Zeit gerichteten Schreiben ist nur von dem bevorstehenden Kriege die Rede; darin wird um die Aufstellung bezw. Ergänzung der früher zugesagten Contingente gebeten und gleichzeitig vor den durch Rußland und durch den Herrn von Stein angezettelten Intriguen gewarnt [1]).

Um die fünf Corps rascher aufzustellen, griff Napoleon zu Mitteln, die geeignet waren, ihm den Rest der Zuneigung zu rauben. Es ward schon allgemein schmerzlich empfunden, daß Napoleon die Mannschaft um ein Jahr früher einberief, als dies das Gesetz vorschrieb; mehr als ein Drittel der durch das Senatsconsult vom 11. Januar 1813 genehmigten Aushebung von 350000 Mann, nämlich 150000 Mann sollten der Conscription des Jahres 1814 entnommen werden. Mußten nicht die Eltern und Angehörigen bei dem Gedanken zittern, daß die der Waffen unkundigen und zum Ertragen von großen Anstrengungen nicht geeigneten Jünglinge zum Kampfe gegen einen Feind bestimmt

1) Correspond. XXIV. 439 sqq.

waren, mit dem die alte Mannschaft soeben ohne Erfolg sich gemessen hatte? Aus Napoleons eignem Munde wissen wir, was er von der halbfertigen Jugend hielt; „sie halten sich zwar brav," sagte er einmal, „aber sie bevölkern überall die Hospitäler." So kam es auch demnächst.

Nicht minder schlimm gestaltete sich die Aushebung eines anderen Drittels der im mehrerwähnten Senatsconsulte vorgesehenen Mannschaft. Es hatte nämlich der Kaiser im Einverständnisse mit dem Senate im März 1812 100 Cohorten Nationalgarden des ersten Aufgebotes zu dem angeblichen Zwecke der Vertheidigung der Seeküste gegen einen etwaigen Ueberfall der Engländer aufgestellt. Nach dem Wortlaute des kaiserlichen Dekrets [1]) setzte sich das erste Aufgebot der Garden zusammen aus den Männern im Alter von 20—26 Jahren, die, obwohl den letzten sechs Conscriptionen angehörig, noch nicht unter Waffen waren berufen worden; das zweite Aufgebot umfaßte die Altersstufe von 26—40 Jahren, das letzte Aufgebot jene von 40—60 Jahren. Ausdrücklich war der erste Bann nur zum Dienste im Inlande, zum Schutze der Grenzen, zur Aufrechthaltung der Ruhe, zum Schutze der großen Arsenale und befestigten Plätze bestimmt. Dieser Bestimmung ungeachtet verfügte das Senatsconsult vom 11. Januar 1813, daß 100 000 Mann Nationalgarden dem aktiven Heere einzuverleiben seien. Eingefädelt wurde diese überall mit großem Unwillen aufgenommene Maßregel durch das Auftreten einzelner Commandanten von Nationalgarden, die im Dezember 1812 um die Wette bei dem Kaiser um die Vergünstigung nachsuchten, vor den Feind geführt zu werden. Es war das eine reine Komödie, deren Wiederholung der Kaiser zu einer anderen Zeit, nach der Niederlage in Deutschland, anregen wollte. Napoleon hat in dem

1) Duvergier XVIII. 205, 206. Nach einem weiteren Dekrete vom 14. März 1812 hatte das Departement vom Donnersberg 888 Mann (ohne Offiziere) zu stellen.

schon erwähnten Schreiben vom 7. Januar 1813 seinem Schwiegervater, dem Kaiser Franz von Oesterreich, gegenüber ganz unumwunden zugestanden, wie er bei Aufstellung der Nationalgarden schon von vornherein die Absicht gehabt habe, sich eine jeden Augenblick greifbare Reservearmee von älterer Mannschaft zu bilden. Das letzte Drittel der nach dem Dekrete vom 11. Januar 1813 auszuhebenden Mannschaft war aus den Conscriptionspflichtigen der Jahre 1809—1812, die noch nicht zu den Waffen gerufen worden, zu entnehmen.

Machten diese Aushebungen in Frankreich große Sorgen, so stand es bei den Staaten des Rheinbundes, die in gleicher Weise zum Aufstellen von Truppen angewiesen wurden, noch viel schlimmer. Wo sollte man bei den beispiellosen Verlusten, welche die Truppen der kleineren Staaten im russischen Feldzuge erlitten, so rasch wieder neue Mannschaften hernehmen? Von 2100 Mann der Truppen des Fürsten Primas waren noch 240 übrig geblieben, und von diesen erreichten nach Jahresfrist nur noch 60 die Heimath[1]). Von dem Hessischen Leibregimente (jetzt Nr. 117) waren am 7. Januar 1813 noch sechs Offiziere und acht Mann übrig; aus drei hessischen Regimentern wurde in Posen ein Bataillon gebildet, das zuletzt in eine Compagnie zusammenschmolz[2]).

Der schwäbische Merkur vom 18. Januar 1813 theilte ein Verzeichniß von 134 württembergischen Offizieren mit, welche auf dem Rückzuge aus Rußland theils erfroren, theils krank zurückgeblieben waren und gefangen wurden; dabei waren die früher gebliebenen und gefangenen Offiziere nicht mitgerechnet. Bayerns Contingent von 38 000 Mann war auf 7000 Mann herabgemindert worden. „Nicht ohne Beben kann man," so äußerte sich am

1) von Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg und seine Zeitg. II. S. 246.

2) Caspary, Geschichte des Dritten Großh. Hess. Infanterie-Regimentes. S. 45, 46.

3. Januar Bayerns Königin, „an den Tod so vieler Tausende von Menschen denken, die nicht dem Interesse der Staaten, sondern lediglich dem Ehrgeiz und dem Belieben eines einzigen Individuums geopfert worden sind."

Trotzdem stellten die Rheinbundsfürsten von Neuem ihre Contingente dem unersättlichen Kaiser der Franzosen.

Zur Zeit, als bei uns die Aushebung der Militärpflichtigen vor sich ging, konnte man täglich in dem Journal vom Donnersberge Aufforderungen von Eltern lesen, wodurch diese ihre abwesenden Söhne zur Rückkehr in die Heimath und zur Erfüllung ihrer Militärpflicht einluden. Es geschah dies, um die strengen Maßregeln abzuwenden, welche die Regierung gegen die Eltern von Militärpflichtigen dann zu verhängen berechtigt war[1]), wenn in einem Bezirke auffallend viele Personen dem Militärdienste sich entzogen und Verdacht vorlag, daß die Eltern der Flucht ihrer Söhne Vorschub leisteten.

Die Aushebung, mit der wir uns hier beschäftigt haben, war von Napoleon längst geplant gewesen, wie am deutlichsten seine Correspondenz, insbesondere jene mit seinem Schwiegervater, nachweist. Dennoch war er bemüht, vor der Nation, deren Stimmung ihm nicht entgangen sein konnte, einen Vorwand zu finden, um die begehrten außerordentlichen Anstrengungen auf Ursachen zurückzuführen, die nicht von ihm ihren Ausgang nahmen. Es glückte ihm denn auch, einen entsprechenden Vorwand zu finden.

Bekanntlich schloß General York, der als Befehlshaber des preußischen Hülfscorps den Rückzug des Marschalls Macdonald aus Rußland decken sollte, am 30. Dezember 1812 auf einer Mühle bei Tauroggen eine Capitulation mit dem russischen General Diebitsch ab, vermöge deren das preußische Corps auf die Dauer von zwei Monaten als neutral erklärt wurde. Die Nach-

1) Dekret vom 22. Dezember 1812.

richt von diesem Vorgange kam am 9. Januar nach Paris, und sogleich veranlaßte Napoleon die Einberufung des Senats, dem er von der Verrätherei Yorks, wie er sich ausdrückte, Kenntniß gab, um den Erlaß des schon erwähnten Dekrets zur Truppenaushebung zu erwirken[1]).

Obwohl nun in den Augen eines jeden Vernünftigen der Abfall von 14 000 Mann Preußen, deren Vorgehen von dem Könige sofort mißbilligt wurde, die Aushebung von 350 000 Mann nicht rechtfertigen konnte, so benutzte Napoleon dennoch dieses Ereigniß, um außerordentliche Maßregeln zu veranlassen, indem er in den ihm zu Gebote stehenden Blättern die Tragweite der Handlungsweise Yorks entsprechend aufbauschen ließ.

In Ausnützung dieses ihm werthvollen Vorwandes blieb Napoleon nicht auf halbem Wege stehen. Die Nation mußte ihm, so war es sein Wille, freiwillig anbieten, was er sonst noch wünschte. Auch das geschah. Die große Armee hatte fast ihre ganze Cavallerie eingebüßt, deren Ersatz ohne schwere Kosten nicht zu schaffen war. Um aus dieser Verlegenheit zu helfen, brachten die Regierungsorgane den öffentlichen Körperschaften und angesehenen Privaten den Gedanken bei, sie möchten dem Kaiser eine Anzahl Reiter mit Pferden stellen, da sie hierdurch den Kaiser ganz besonders sich verbinden würden. Alsbald begann ein reger Sammeleifer in den Kreisen der Streber, die denn auch ihr Ziel erreichten. Tagtäglich gelangten an den Kaiser Adressen, in welchen unter den Ausdrücken tiefster Entrüstung über die an Frankreich begangene Verrätherei und unter der Versicherung treuester Ergebenheit, Munizipalitäten, Corporationen aller Art und Privaten dem Kaiser berittene Soldaten oder Geld anboten. Der Verfügung des Kaisers, wonach die Adressen der größeren Städte

1) S. Brief Napoleons an Berthier vom 9. Januar 1813: »Aussitôt que j'ai appris la trahison du Général York, je me suis décidé à faire à la nation une communication, qui aura lieu demain, et à faire une levée extra-ordinaire.« Corresp. XXIV p. 440.

(mit über 5000 Seelen) ihrem ganzen Umfange nach durch den Moniteur und die anderen Regierungsblätter zu veröffentlichen waren, verdanken wir die Kenntniß derjenigen Adresse, welche der Gemeinde-Vorstand der „guten Stadt"[1]) Mainz am 28. Januar 1813 an den Kaiser richtete. Sie lautete, wie folgt:

„Sire!

Ereignisse, welche menschliche Klugheit nicht vorherzusehen vermochte, ließen Ihre sonst immer siegreiche Armee Verluste erleiden. Ihre Feinde, überall geschlagen, wo sie sich nur zeigten, sind durch einen augenblicklichen Vortheil berauscht, den sie nicht dem Siege, sondern einer strengen Jahreszeit und den verrätherischen Hülfsmitteln, deren sie sich bedienten, zu verdanken haben. In einem thörichten Wahn überlassen sie sich den allerlächerlichsten Hoffnungen, als wenn ein solcher Verlust das ruhmvolle Schicksal des großen Reiches verändern könnte, das Ihr Genie auf unerschütterliche Grundlagen gebaut hat. Wie wenig kennen sie die Allmacht dieses Genie's und die unerschöpflichen Hülfsquellen Ihrer Völker.

Ihre gute Stadt Mainz, eifersüchtig darauf, bei jeder Gelegenheit ihre Liebe für Ihre geheiligte Person und ihre unverbrüchliche Anhänglichkeit an Ihre väterliche Regierung zu bezeigen, bittet Eure Majestät durch uns, das Anerbieten von 25 gerüsteten und berittenen Cavalleristen gnädig aufzunehmen. Geruhen Sie, Sire, diese freiwillige Gabe als einen Beweis der unbegrenzten Ergebenheit Ihrer getreuesten guten Stadt Mainz anzusehen."

Wer der geistige Vater dieser Adresse und der Urheber der Schenkung war, das ist nicht schwer zu errathen. Es war der

1) Der Vorzug der „guten Städte", zu denen auch Mainz gehörte, bestand darin, daß ihre Maires der Kaiser-Krönung beiwohnten. Der Kaiser ernannte die Maires und Adjunkten der guten Städte aus der Mitte der Gemeinderäthe. Mainz erhielt von dem Kaiser als besondere Auszeichnung ein neues Wappen mit den kaiserlichen Bienen und mit dem halben Adler.

Präfekt vom Departement. Von seiner Hand war der Entwurf einer später zu erwähnenden Adresse geschrieben, so daß die Annahme nicht allzu gewagt ist, er habe auch hier den Wortlaut vorgezeichnet, wie denn der gleichlautende Inhalt der Adressen des ganzen Reiches auf einen von dem Ministerium gegebenen Wink zurückzuführen ist. Um die Adresse abgehen zu lassen, bedurfte es überdies nach dem Gesetze der Genehmigung des Präfekten, da der Gemeinderath nur einmal im Jahre, in der Zeit vom 1. bis 15. Mai, zusammenkam, um über das Budget zu berathen, und Berathungen über andere, im Gesetz genau bezeichnete Punkte nur nach vorher eingeholter Erlaubniß des Präfekten gestattet waren [1]).

Wie in Mainz, so war auch in den übrigen Bezirken des Departements das Anerbieten von Reitern und Pferden betrieben worden, so daß der Präfekt in den Stand gesetzt war, am 21. Februar 1813 dem Commandanten der 26. Militär-Division in Mainz, General Schaal, nicht weniger als 228 Freiwillige nebst Pferden vorzustellen und Namens des Departements zu übergeben [2]). Dafür spendete die Regierung das entsprechende

1) Der Kalender vom Donnersberg für das Jahr 1813 bezeichnet als Mitglieder der Gemeinde-Verwaltung: Macké, Franz Conrad, Maire, Roth, Probst, Adjunkte, Amtmann, Nikolaus, Arnold, Georg, Baymer, Philipp, Bittong, Barthol., Bodmann, Franz Josef, Bögner, Wilhelm, Bracker, Friedrich, Hergen, Kaspar, Haenlein, Peter, Kayser, Ludwig, Kertell, Johann, jun., Krätzer, Jakob, Lauteren, Christian, Mayer, Peter, Neus, Valentin, Obert, Franz Anton, Röder, Wilhelm, Schaab, Karl Anton, Schlippe, Theophil Heinrich, Schmuttermayer, Johann Georg, Seligenstadt, Sigismund, Umpfenbach, Adam, Westerburg, Johann, Munizipalräthe. Zur Zeit des Erscheinens des Kalenders war der Stadtrath, der nach dem Gesetze 30 Mitglieder zählte, noch nicht ergänzt.

2) Journal du Mont-Tonnerre Nr. 23 vom 23. Februar 1813. Wie die freiwilligen Gaben zu Stande kamen, zeigt Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire Livre XLVII. Brüsseler Ausgabe XV p. 200 sqq.

Lob, und der Moniteur verkündete, die neuen Franzosen wetteiferten mit den Bewohnern der alten Provinzen in Bethätigung guten Willens und treuer Ergebenheit[1]), ein Lob, in welches auch der Kaiser in einer Ansprache an den gesetzgebenden Körper einstimmte, was ihn aber, wie schon berichtet, demnächst nicht abhielt, ein Mißtrauen in die Bewohner der neuen Provinzen zu setzen.

Kaum war Napoleon zur Aushebung der begehrten Mannschaft berechtigt erklärt, als die Truppenbewegungen begannen, in deren Folge auch unsere Vaterstadt in den Kriegslärm und in Alles, was damit zusammenhängt, hereingezogen wurde. Bei der Bedeutung, welche Mainz als Ausgangspunkt militärischer Unternehmungen hatte, sorgte Napoleon dafür, daß rechtzeitig Proviant hierhergeschafft werde; so befahl er nämlich am 19. Januar, daß Mainz und Wesel stark mit Mehl, Getreide und Gemüse zu versehen seien, damit die Truppen, welche nächstens an diesen Plätzen sich sammeln würden, entsprechend verpflegt werden könnten. Nach Mainz dirigirte er dann (20. Januar) die ganze unberittene Mannschaft der garde à cheval, um die in Rußland erlittenen Verluste zu ersetzen, während zu gleicher Zeit den in Paris zu bildenden, nach Magdeburg bestimmten vier Divisionen des Observationscorps der Elbe der Weg über Mainz angewiesen wurde[2]). Daß in Folge dieser Befehle Truppen der alten, schwer heimgesuchten Armee mit Rekruten an einem und demselben Orte zusammenkamen, war bei der Stimmung der Ersteren nicht besonders vortheilhaft, insofern diese ihren Zorn über die Flucht des Kaisers aus Rußland nicht zu unterdrücken vermochten[3]).

1) »Les nouveaux Français disputent d'ardeur avec les anciens; les départements du Piémont et ceux du Rhin se signalent par un égal dévouement.« Moniteur.

2) Correspond. XXIV. p. 475, 477, 479.

3) Thiers, XV. p. 198.

Unter den gegebenen Umständen kam es dem Kaiser sehr zu Statten, daß er in Mainz den alten Marschall Kellermann hatte, der die Truppenbewegungen überwachte und auf's Gewissenhafteste Alles besorgte, worauf es hierbei ankam[1]). Insbesondere unterzog derselbe sich der Besichtigung und Musterung der hier ankommenden, in provisorische Marsch-Regimenter vereinigten Soldaten und der Herbeischaffung alles dessen, was noch fehlte. Bald kam es dahin, daß die nicht unbedeutenden Mainzer Magazine von Kriegsmaterial entblößt wurden und daß Marschall Kellermann genöthigt war, den Kaiser wiederholt und dringend um Beschaffung der nothwendigsten Gegenstände zu ersuchen. Gebrach es doch vielfach den Rekruten an Kleidung ꝛc., indem eine große Anzahl derselben nur Mütze und Mantel mit nach Mainz brachten.

Nicht minder nützlich erwies sich in jener Zeit der Präfekt des Departements, indem derselbe, unermüdlich im Dienste seines Kaisers, namentlich bei den Anschaffungen für das Militär Hülfe leistete, sei es, daß es sich um Proviant, oder sei es, daß es sich um die Beschaffung von Pferden[2]) handelte, an denen ein großer Mangel war. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung in den einzelnen Bezirken des Departements traf er die geeigneten Vorkehrungen; ebenso ließ er sich die Ueberwachung des Verkehrs der Fremden in Mainz angelegen sein, indem er anordnete, daß jeder Nichtmainzer, der länger als 24 Stunden in Mainz verweilen wollte, sich auf der Bürgermeisterei eine Sicherheitskarte zu holen habe.

---

1) »C'est le doyen de l'armée française qui préside à leur départ au moment de s'avancer sur les terres étrangères.«

2) Bezeichnend für die damalige Zeit ist die Verfügung des Präfekten vom 13. Februar 1813, wodurch die Anwesenheit der Pferdehändler an den Orten der Pferde-Aushebung einer strengen Ueberwachung unterworfen wurde. Es versuchten nämlich die Händler, die zu liefernden oder zum Geschenke angebotenen Pferde durch Tausch an sich zu bringen. Journal du M. T. Nr. 19 vom 13. Februar 1813.

Zur Aufstellung einer neuen Armee bedurfte Napoleon großer Geldmittel, über welche er auch, wie er seinem Schwiegervater am 7. Januar berichtete, bereits zu verfügen hatte. Damit meinte er wohl nur, daß er bereits einen Plan habe, sich das nöthige Geld zu verschaffen. Wie er in einer Ansprache an den gesetzgebenden Körper vom 15. Februar 1813 hervorhob, war hierbei die Erhebung neuer Steuern ausgeschlossen, die vorerst nicht statthaft erschien, da die Nation schon schwer belastet war.

Die direkten Steuern beliefen sich damals, nach dem Voranschlage von 1813, auf 340 696 656 Frcs., während für das Jahr 1810 nur 302 543 603 Frcs. vorgesehen gewesen; dabei war eine Erhöhung, z. B. der Grundsteuer, um so weniger gestattet, als diese Steuer bereits den fünften Theil des Reinertrags erfaßte und eine Verminderung derselben längst in Aussicht gestellt war [1]). Erst für den äußersten Fall dachte Napoleon an die Erhebung einer außerordentlichen Steuer, die demnächst auch im Dezember 1813 eintrat. Einstweilen half man sich durch Veräußerung von National-Domänen, wie dies auch zur Zeit des russischen Feldzugs geschehen war [2]). Mit diesen Gütern war aber schon stark aufgeräumt worden, so daß auch dieser Maßregel nur eine untergeordnete Bedeutung zukam. Dann suchte die Finanzverwaltung die Zahl der Licenzen zum Betriebe einzelner Fabrikationszweige, z. B. der Rübenzuckerfabrikation, zu vermehren, wobei der Kaiser einen Ertrag von 150 Millionen

1) (Bodmann) Considérations p. 9.

2) Der Präfekt vom Donnersberg hatte im Juli 1812 eine Versteigerung von Gütern der ehemaligen Stifter und Klöster, sowie von Gütern der Adeligen, des Kurstaates und anderer Reichsfürsten an 16 Orten vornehmen lassen; in Mainz wurden damals 7 Schönborn'sche Häuser unter den Hammer gebracht: die Häuser lit. B Nr. 223, 224, 225, 226 in der Augustinerstraße, lit. D Nr. 253 in der Steingasse, lit. D Nr. 80 in der Welschnonnengasse, lit. D Nr. 296 in der Sackgasse.

erwartete[1]); allein hierauf ließ sich mit Sicherheit nicht rechnen und im günstigsten Falle reichte dies auch nicht aus. Es blieb noch ein Mittel übrig, das der Confiskation des Vermögens der Klöster und der Adeligen so ziemlich gleichkam, die Einziehung der Gemeindegüter gegen eine bestimmte Entschädigung. Damit setzte Napoleon die früher begonnene Aussaugung der Gemeinden fort. Zuerst nämlich nahm die Regierung den Gemeinden einen Theil der Oktroi-Erträgnisse ab, indem sie anfangs 5 %, dann 10 % des Reinertrags dieser Gemeindebesteuerung für sich beanspruchte. Ferner erleichterte der Staat sich auf Rechnung der Gemeinden dadurch, daß er denselben die in ihrem Bezirke belegenen Kasernen und sonstigen öffentlichen Gebäude in Eigenthum überließ, unter der Verpflichtung, die Unterhaltungskosten an den geschenkten Gegenständen, die für sie keinen Nutzwerth hatten, zu tragen. Endlich sollten die Gemeinden ihre Güter dem Staate abgeben. Nach der Ansicht des Kaisers warfen die Gemeindegüter nur einen geringen Ertrag bei Verpachtung oder Vermiethung ab; der Ertrag verminderte sich noch durch die von dem Eigenthümer gesetzmäßig zu tragenden Lasten. Wenn man nun den Gemeinden eine dem Pacht- und Miethwerthe entsprechende 5 % Rente in Anweisungen auf das große Buch hingab, dafür die Gemeindegüter an den Staat zog und dieselben dann veräußerte, so mußte sich ein beträchtlicher Ueberschuß zum Vortheile der Staatskasse ergeben. Man berechnete den Verkaufswerth der Güter auf 370 Millionen und hoffte nach Abfindung der Gemeinden noch etwa 240 Millionen im Falle der Veräußerung übrig zu behalten. Der dahin zielende Vorschlag des Kaisers fand sofort die Billigung der übrigen Gesetzgebungsfaktoren, und so kam das Gesetz vom 20. März 1813 zu Stande, kraft dessen die Gemeinde-Immobilien, soweit sie nicht zu öffentlichen Zwecken dienten, wie Hallen,

---

1) Correspond. XXIV. p. 400; damals kam auch die Möglichkeit der Erhöhung der Mauth-Erträge in Mainz in Betracht.

Markthäuser, Theater u. dgl., dem Staat überwiesen wurden. Da die Budgets für die Jahre 1811 und 1812 noch nicht abgeschlossen waren, bezw. das Deficit in denselben nicht gedeckt war, so benutzte der Kaiser die Gelegenheit, schon für die Vergangenheit den zu erwartenden Nutzen zu verwerthen, indem er in das Budget von 1811 einen Vorempfang von 46 Millionen, in jenes von 1812 einen solchen von 37 1/2 Millionen, in Einnahme stellte, und für 1813 eine Einnahme von 149 Millionen vorsah. Obwohl das Gesetz mit aller Eile in Vollzug gesetzt wurde, namentlich auch in unserem Departement, so waren bis Juli 1813 doch erst 100 Millionen auf diesem Wege eingegangen.

Noch ist einer Vorbereitung zum Kriege zu gedenken, zu welcher der Anlaß in den Vorgängen zu Paris während der Abwesenheit des Kaisers in Rußland, in der Verschwörung Malets und seiner Genossen, lag. Angesichts der Rathlosigkeit der obersten Regierungsbeamten bei der damaligen Katastrophe hielt es Napoleon für geeignet, die Einsetzung einer zu seiner Vertretung bestimmten Regentschaft zu betreiben, wie denn auch der Fall in's Auge zu fassen war, was zu geschehen hätte, wenn der Kaiser während der Minderjährigkeit seines Sohnes versterben würde. Diese Verhältnisse regelte ein Senatsconsult vom 5. Februar 1813, kraft dessen demnächst die Kaiserin Marie Luise als Regentin bestellt wurde.

Mit diesen Vorbereitungen unausgesetzt beschäftigt, übersah Napoleon, was sich inzwischen in Preußen vollzog. Wohl war ihm bekannt geworden, daß seit der Capitulation Yorks in der Armee eine den Franzosen feindliche Stimmung um sich griff und daß es auch in dem Volke, namentlich unter der Jugend zu gähren begann. In Paris schrieb man diese Erscheinungen den Umtrieben der Russen zu, ohne zu ahnen, daß diese Bewegung in dem festen Willen, mit der Fremdherrschaft zu brechen, wurzelte, und daß, nach einem mit Rußland (zu Kalisch am

27./28. Februar) abgeschlossenen Vertrage, Preußen im Stillen sich rüstete. Erst als die Vorbereitungen Preußens einen gewissen Umfang angenommen hatten, kam die Kunde von einer bevorstehenden Erhebung Preußens nach Paris. Bereits am 2. März ging die russische Avantgarde über die Oder, vertrieb am 4. März die Franzosen aus Berlin, in welches am 11. März Graf Wittgenstein seinen Einzug hielt. Am 27. März erfolgte dann die Kriegserklärung Preußens an Frankreich.

Bei der Nachricht von dem Abfalle Preußens berief Napoleon wieder den treu ergebenen Senat zu einer außerordentlichen Sitzung, um ihm verkündigen zu lassen, daß er der Kaiserin für die Dauer seiner Abwesenheit die Regentschaft übertragen habe; der weitere Zweck der Berufung war die Beschlußfassung über die nothwendig gewordene Vermehrung der Streitkräfte. Nach einem am 3. April erwirkten Senatsconsulte wurden 180 000 Mann dem Kriegs-Ministerium in folgender Weise zur Verfügung gestellt. Von der Nationalgarde ersten Aufgebots wurden 80 000 Mann aus den Jahrgängen 1807 bis 1812 der Armee überwiesen; damit war diesen Jünglingen der einst von Lacépède so rührend geschilderte Kummer erspart, müßig zuzuschauen, während die Anderen dem Feinde entgegengeführt würden. Weitere 90 000 Mann wurden der Conscription des Jahres 1814 entnommen. Der Rest von 10 000 Mann sollte aus Freiwilligen bestehen, aus sog. gardes d'honneur à cheval, einem Seitenstücke zu den deutschen Freiwilligen, das insofern verfehlt war, als nicht die Begeisterung des Volkes, sondern der Befehl des Gesetzes die Mannschaft zu den Fahnen trieb. Ein Einblick in die hier maßgebende gesetzliche Bestimmung wird zeigen, welchen Hohn man trieb mit der Opferwilligkeit, die dem auszuhebenden Corps seinen eigentlichen Charakter verleihen sollte.

Nach einem kaiserlichen Dekrete vom 5. April waren zum Eintritte in die Ehrengarde, welche sich selbst zu kleiden und die Pferde zu stellen hatte, berechtigt, bezw. verpflichtet: die Mitglieder

der Ehrenlegion und des Ordens der Vereinigung und deren Söhne, die Ritter, Barone, Grafen und Herzöge des Reiches und deren Söhne, die Mitglieder der Wahlkollegien für die Departemente und Cantone, der Munizipalräthe in den guten Städten und deren Söhne, die 500 Höchstbesteuerten in den Departementen und in jedem Departement die 100 Höchstbesteuerten in den Städten, deren Söhne und Neffen, die in den verschiedensten Verwaltungszweigen angestellten Beamten und deren Söhne, die Soldaten, welche in der Armee bereits Dienste geleistet und Diejenigen, welche als Offiziere in fremden Diensten gestanden und deren Söhne. Die Pflicht zum Eintritt in die Garde begann mit dem 19. und endigte mit dem 30., bei ehemaligem Militär mit dem 45. Lebensjahre. Es war hierbei auf die Söhne der reichen Familien abgesehen, was an und für sich unter dem Gesichtspunkte der allgemeinen Pflichten gegen das Vaterland sich rechtfertigen ließ, wie denn auch keine besondere Beschwerde erhoben wurde, als die wohlhabenderen Familien das Geld für die Aufstellung der freiwilligen Reiter hatten hergeben müssen.

Die Härte der Aushebung der Garde lag aber darin, daß die meisten Eltern für die nunmehr dienstpflichtig erklärten Söhne, welche sie minder kräftig und dem Militärdienste nicht gewachsen erachteten, das Einstandsgeld wiederholt gezahlt, somit bei der außerordentlichen Höhe dieser Vergütungen die schwersten Opfer bereits gebracht hatten. Ohnehin fehlte es der Jugend wie den Aeltern an der Begeisterung für den Krieg, der seinen Anfängen nach keinem nationalen Interesse entsprang[1]). Im Departement vom Donnersberge, wie in den anderen ehemaligen deutschen Ländern, war die Stimmung der Bevölkerung für die Regierung noch weniger günstig als in Frankreich, weil nunmehr Deutsche gegen Deutsche in's Feuer geführt werden sollten. Der Präfekt, dem die Stimmung der Bevölkerung nicht entging und der für seinen Theil

---

1) Häusser, Deutsche Geschichte IV. 104.

ein Feind der ewigen Kriege war, suchte nach einer Handhabe, um die Härte des Gesetzes zu umgehen, was ihm auch gelang. Der Art. 16 des kaiserlichen Dekrets gestattete auch anderen Klassen von Unterthanen, als den oben bezeichneten, den Eintritt in die Ehrengarde, wenn sie, aus achtbarer Familie entsprossen, sich freiwillig meldeten. Den Sinn dieser Bestimmung absichtlich mißverstehend, erachtete der Präfekt, es sei einerlei, ob das Departement die für dasselbe bestimmte Zahl von Gardisten aus den Reihen der Freiwilligen oder der für dienstpflichtig erklärten jungen Leute stelle.

In seiner Bekanntmachung vom 20. April 1813 über die Bildung der Ehrengarde wendete er sich insbesondere auch an die im Art. 16 des Dekrets bezeichneten Personen, indem er erklärte, eine achtbare Familie, im Sinne des Dekrets, sei eine solche, die mit untadelhaften Sitten die Liebe zum Vaterlande und den Wunsch verbinde, zur baldigen Wiederherstellung des Friedens von Europa, nach welchem alle Gutgesinnten sich sehnten, mitzuwirken. „Jene," so fuhr er dann fort, „deren Umstände diese Ausgaben (der eigenen Ausrüstung) theilweise oder ganz unmöglich machen, die aber von dem gleichen Eifer wie die Wohlhabenden beseelt sind, dürfen sich vertrauensvoll an den Präfekten wenden, welcher geneigt ist, die Erklärungen, welche sie bei ihren Bürgermeistern abgeben, anzunehmen, sie in ihrem löblichen Entschlusse zu unterstützen und der Regierung den Ausdruck ihrer Gesinnung kundzugeben." Für die sich Meldenden schaffte dann der Präfekt das für die Ausrüstung und für den Unterhalt derselben erforderliche Geld aus den Beiträgen der wohlhabenden Familien herbei. Rechtzeitig stellte er darauf das meist aus den Kreisen der Bedürftigen, die sich gut bezahlen ließen, gebildete Contingent von 103 Mann auf.

Um die Entstehungsgeschichte dieses sofort nach Metz dirigirten Truppentheils zu vervollständigen, ist noch Folgendes hervorzuheben. In Metz brachte man in Kurzem heraus, wie ein Theil des Corps

zu Stande gekommen, zumal als einzelne Gardisten sich zu Dienstleistungen, gegen Entgelt, ihren Kameraden anboten. Die Mannschaft mußte nach Mainz zurück, und über dem Haupte des Präfekten entlud sich ein gewaltiges Wetter wegen der unbegreiflichen Gesetzesauslegung. Dennoch wurde die Mannschaft der Garde wieder zugetheilt. Als nämlich der Kaiser während des Waffenstillstandes in Mainz eine Parade abhielt, — es war am 28. Juli 1813 — gab der Präfekt der heimgeschickten Mannschaft einen Wink, sich in Uniform an der Ecke des Schloßplatzes aufzustellen. Kaum hatte der Kaiser die schmucken jungen Leute wahrgenommen, als er den Präfekten wegen derselben befragte. Dieser erzählte sein Mißgeschick, während der Kaiser die Mannschaft musterte. Wie der Präfekt richtig berechnet hatte, gefiel dem Kaiser, der nicht Mannschaft genug auftreiben konnte, das Personal so gut, daß er sofort die Annahme desselben verfügte. Von einer neuen Aushebung war dann nicht mehr die Rede.

Nach der Kriegserklärung Preußens wurde die Aufstellung der französischen Streitkräfte natürlich beschleunigt.

In Folge hiervon und namentlich in Folge der Weisung, daß das erste und zweite Observationscorps vom Rhein hintereinander in Mainz sich vollständig ausbilden und ausrüsten sollten, wimmelte es in Mainz von Soldaten aller Art, von National-Garden, Rheinbundstruppen und von Marinesoldaten, welche theils in der Infanterie, theils in der Artillerie untergebracht wurden. Hier wurden auch die sog. Departemental-Reservecompagnieen, eine Art Hülfsgendarmerie, zu einem Regimente mit 4 Bataillonen umgeschaffen[1]). Ende März verließ Marmont, der den Rest der Vorräthe der Mainzer Magazine an sich genommen, unsere Stadt. Deutsche Caricaturen jener Zeit ließen die französischen Soldaten, welche durch ein Thor von Mainz durchge-

1) Mémoires du maréchal Marmont, Duc de Raguse, Livre XVI. Charras, ch. VI.

zogen waren, zu einem anderen wieder hereinziehen, um anzudeuten, daß die Franzosen bestrebt seien, die Zahl ihrer Truppen so groß wie möglich erscheinen zu lassen.

Gedrängt von Napoleon, der eine unglaubliche Thätigkeit entfaltete, eiferten auch die Generale in der Ausrüstung ihrer Truppen und feuerten diese an, so daß in Kurzem der Geist der Armee ein anderer wurde, zumal durch die Vermehrung der Zahl der Feinde der Gedanke an die Erhaltung und Rettung des Vaterlandes die Oberhand erhielt. Andererseits sank in unserer Gegend die Hoffnung auf eine Aenderung der Dinge, die seit dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland gehegt und durch den Abfall Preußens, durch die Befreiung Hamburgs, durch die Bewegung im Königreiche Westphalen eine Zeit lang genährt wurde; sie sank, weil die deutschen Fürsten des Rheinbundes für die Stimmung ihrer Unterthanen kein Verständniß hatten, und in der Heeresfolge Napoleons ihren Vortheil suchten, unbekümmert darum, daß sie damit dem Vaterlande die schwersten Wunden versetzten. Wären die größeren Staaten, wie Bayern, Württemberg, Sachsen, von Napoleon abgefallen, so hätte dieser schon mit der Stimmung der Bevölkerung am Rhein rechnen müssen. Wie verblendet damals noch die Rheinbundsfürsten waren, das zeigt sich z. B. an dem Großherzoge von Frankfurt, der im festen Glauben an die Unvergänglichkeit des „Sternes des Riesengeistes“ die ernstesten Warnungen seines Ministers Albini mit den Worten abwies: „Ich glaube Ihnen nicht, so wahr ich Karl heiße.“ Andere Rheinbundsfürsten ließen sich herbei, Napoleon mit Nachrichten über die deutschen Truppenbewegungen und was damit zusammenhing, zu bedienen. Wie sehr Napoleon diesmal auf die Anhänglichkeit dieser Fürsten rechnete, geht daraus hervor, daß in seinem Namen der Herzog von Bassano in Stuttgart, Karlsruhe, München, Würzburg, Darmstadt den Gesandten die vertrauliche Mittheilung machte, der Kaiser werde sich in der Zeit vom 12. bis 15. April in Mainz aufhalten. Für die Fürsten der der Rheingrenze zu-

nächst gelegenen Länder war dies ein nicht mißzuverstehender Wink, sich in Mainz einzufinden. Beide Theile hatten übrigens das Bedürfniß sich gegenseitig auszusprechen; denn so gewiß Napoleon diesmal auf die Hülfe der Rheinbundstruppen angewiesen war, so sicher rechneten die deutschen Fürsten auf den Schutz Napoleons, der ihnen immer noch mehr Sicherheit zu bieten schien, als die von der anderen Seite etwa zu erwartende Hülfe.

Zweites Kapitel.

Der Krieg in Deutschland.

Wichtige Angelegenheiten hielten Napoleon länger, als anfangs beabsichtigt, in Paris zurück; erst in der Nacht vom 16./17. April traf er, nach 40stündiger Fahrt, in Mainz ein. Es harrten seiner zahlreiche Geschäfte, deren Erledigung er sich mit unglaublichem Eifer hingab, indem er, statt Anderen einen Theil zu überlassen, überall selbst eingriff. Nicht der Kaiser war es, der hier in den Vordergrund trat, sondern der für Alles verantwortliche Oberfeldherr. Es hatten die nach der Elbe abgerückten Corps noch nicht ihre volle Truppenstärke, noch gebrach es den Abgezogenen an vielen Ausrüstungs-Gegenständen; die nöthigen Sendungen betrieb Napoleon. Die in Mainz eintreffenden Truppen musterte der Kaiser selber, wobei er die nöthigen Anordnungen für den Marsch traf. Bis in die geringsten Einzelheiten des Dienstes seiner Armee kümmerte er sich, indem er ununterbrochenen Verkehr mit den einzelnen Commandanten unterhielt, mit Umgehung aller Zwischeninstanzen, namentlich des Kriegsministeriums. Mitten zwischen diesen anstrengenden Arbeiten fand er noch Zeit, die Befestigungen von Mainz einer Besichtigung zu unterwerfen und die Arbeiten seiner Ingenieur-Offiziere zu prüfen. So ritt er bei einem heftig tobenden Unwetter über die Brücke zur Besichtigung der Kasteler Werke.

Der Anblick des unbeugsamen, den Elementen trotzenden Kaisers entlockte einer Dame, der Dichterin Amalie von Helvig, geb. von Imhof, Verse, von denen zu wünschen gewesen, daß sie am rechten Orte Widerhall gefunden hätten. Sie rief damals im Geiste dem Kaiser zu:

„Zürnend schleudert der Rhein, der königliche, die Wellen
Schäumend gegen das Joch, welches hinüber Dich trägt;
Aber dort sendet die Erde Dir wirbelnde Wolken entgegen,
Zeiget Dir, wessen Du bist, was einstens Du werden wirst — Staub 1)!“

Was kümmerte ihn, der die Geschicke der halben Welt zu leiten sich vermaß, das Toben der Elemente; mußte er nicht, nach so vielen unerhörten Erfolgen, der Versicherung seiner Schmeichler trauend, sich für ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung halten, das berufen sei, Europa nach seinem Kopfe umzugestalten? Noch war diese Mission nicht erfüllt, so lange einzelne Völker es wagten, ihm entgegenzutreten. Von so weittragenden Gedanken erfüllt, hatte er die Bewegung in Preußen übersehen. Zu seinem Nachtheil aber übersah er auch die Wendung, welche die österreichische Politik machte. Bei etwas weniger Verblendung hätte er schon in Paris kurz vor seiner Abreise aus dem Munde des österreichischen Feldherrn, Fürsten von Schwarzenberg, eine ernste Abmahnung erfahren können. Als er nun in Mainz zum erstenmale erfuhr, Oesterreich werde in dem bevorstehenden Kriege nicht als sein Verbündeter, sondern als Hauptmacht mit der Rolle eines Vermittlers auftreten, da kannte sein Zorn keine Grenzen. Vorerst ließ er außer seiner nächsten Umgebung Niemand etwas merken; im Verkehr mit seinen Verbündeten und mit seinen Ministern sprach er sich noch dahin aus, er habe alle Ursache, mit der Haltung Oesterreichs zufrieden zu sein. Nur in einem aus Mainz an den König von

---

1) S. Rheinischer Merkur Nr. 44 von 19. April 1814. Ueber die Dichterin s. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur III. 41 b, 47 a, 297 b, 300 a, 305 b, 527 b. Sie gehörte zum Weimarer Kreise von Schiller und Goethe.

Württemberg gerichteten Briefe deutete er an, daß selbst im Falle des Beitritts von Oesterreich zur Sache seiner Feinde, er bis Juli hin völlig im Stande sei, seinen Gegnern die Spitze zu bieten. Ueberhaupt unterließ er nichts, seinen Verbündeten die beruhigende Versicherung beizubringen, daß er in Kurzem über Preußen und Rußland siegen werde. In diesem Sinne unterhielt er sich auch mit den Rheinbundsfürsten, die ihn in Mainz aufsuchten, mit dem Großherzoge von Baden, dem Erbgroßherzoge von Hessen und dessen Bruder[1]), dem Großherzoge von Frankfurt und dem Herzoge von Nassau. Vorzüglich lag ihm bei diesen Unterredungen am Herzen, die Tragweite der im deutschen Volke sich kundgebenden Bewegung herabzusetzen. Wie der rheinische Merkur berichtet, meinte er, die Begeisterung der Preußen werde beim Kanonendampf nicht Stand halten[2]).

Sie hielt aber Stand nicht blos vor seinen jungen Truppen, sondern auch vor dem Reste seiner alten Garde; sie bewährte sich in den Reihen der zur Armee berufenen älteren Mannschaft nicht minder nachhaltig, als in den Kreisen der Jugend, die es ganz besonders darauf abgesehen hatte, den Uebermuth der Fremden, die zu lange schon mit Deutschland ihr Spiel getrieben, endlich zu züchtigen. Trotz der zur Schau getragenen Geringschätzung des überall sich kundgebenden Patriotismus fand Napoleon es doch gerathen, den Versuch zu machen, ob und wie man die Stimmung in Deutschland wieder eindämmen könne. So fiel er auf den Gedanken, durch eine Schrift die Deutschen beruhigen zu lassen, ihnen zu Gemüthe zu führen, wie nothwendig und nützlich es sei, die öffentliche Ruhe und Ordnung in den einzelnen Ländern aufrecht zu erhalten, indem die „Privat-Insurrektionen" (wie man die Erhebung des Volkes z. B. in Westphalen nannte) nur zu un-

1) Daß der Großherzog von Hessen nicht kam, verdroß den Kaiser, s. Correspond. XXV. 245.

2) S. das wegwerfende Urtheil im rheinischen Merkur Nr. 9 vom 7. Februar 1814.

nützem Blutvergießen und zu Plünderungen führten. Statt nach Befriedigung von unedlen „Privatleidenschaften" zu ringen, möchten die deutschen Völker fest zu ihren Fürsten halten und den Erfolg des Krieges abwarten. Nach dem Vorhaben des Kaisers sollten den Deutschen im Falle des Sieges der französischen Waffen eine Reihe von Vergünstigungen eingeräumt, eine Reihe von drückenden Einrichtungen abgenommen werden; in Aussicht waren gestellt: Schutz der deutschen Gesetzgebung, Aufhebung des Sprachenzwangs, Beseitigung des Continentalsystems u. A. Mit einem Worte, der Kaiser wollte sich die Liebe der deutschen Nation erwerben. »L'Empereur se fera aimer des Allemands.« Die Bearbeitung einer Schrift nach diesen Andeutungen übernahm auf Wunsch des Kaisers der Gießener Professor Dr. August Friedrich Wilhelm Crome, über den später Alle herfielen, darunter auch Solche, die gerne einen gleichen Auftrag erhalten hätten, denn an derartigen Personen fehlte es damals gerade nicht[1]. Daß der Erfolg dieser kaiserlichen Liebesbewerbung gleich Null war, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

In der Besorgniß um die Erhaltung seiner Macht und seines Einflusses in Deutschland ließ er auch kein Mittel unversucht, den König von Sachsen, der am 8. April sein Land verlassen und sich nach Regensburg geflüchtet hatte, in der Allianz zu erhalten. Von Mainz aus bat er ihn dringend um Ueberlassung seiner Cavallerie; auf seinen Wunsch sollten die Höfe von München und Stuttgart gemeinschaftliche Schritte thun, um den König zur Sache Napoleons zurückzuführen. In diesem Sinne schrieb er von Mainz aus am 21. April an den König von Württemberg. Nicht blos um die Unterstützung mit Mannschaft handelte es sich, wenn Napoleon seine Verbündeten fester an sich ketten wollte; es handelte sich namentlich auch um den Halt, den ihm in den Augen des eigenen Volkes die Anhänglich-

1) S. Selbstbiographie von Dr. A. F. W. Crome. S. 346 ff.

keit deutscher Fürsten bot. Hielten einmal diese die Sache Napoleons für verloren, dann fehlte auch in Frankreich das so nothwendige Vertrauen. Zu einem guten Theil war es diese Rücksicht auf Süddeutschland, die den Kaiser bestimmte, hinter seiner Armee noch ein Corps, das sog. Observationscorps von Mainz, in der angeblichen Stärke von 64 Bataillonen aufzustellen.

Die nächste Aufgabe war, mit einem raschen Schlage den Feind über die Saale und dann über die Elbe zu drängen. In dieser Beziehung war aber keine Zeit zu verlieren. Am Abende des 24. April verließ Napoleon Mainz, um ohne Unterbrechung nach Erfurt zu kommen.

Ueber die Angelegenheiten, welche Napoleon in Mainz beschäftigten, erfuhr man gar nichts im Publikum; die Blätter brachten überhaupt nur wenige Notizen über den Aufenthalt des Kaisers in Mainz. Erst nachdem der Kaiser Mainz verlassen hatte, berichtete das Journal vom Donnersberg, wie folgt:

„Vorgestern (24. April), Abends 8 Uhr, hat S. M. der Kaiser und König, unser erlauchter Monarch, hiesige Stadt verlassen, woselbst er am 17. des Nachts um 2 Uhr angekommen war. Am Morgen nach seiner Ankunft empfing derselbe die verschiedenen Autoritäten der Stadt und des Departements und wohnte der Messe bei, welche der Herr Bischof von Mainz im kaiserlichen Palaste las. Im Laufe der vorigen Woche war S. M. bei Besichtigung der Festungswerke von Kastel und Mainz und bei Musterung verschiedener Truppencorps zum öfteren sichtbar, und man bemerkte mit Vergnügen, daß Dieselbe sich nie besser befunden. (Eine seit dem russischen Feldzuge beliebte Redewendung bei Berichten über die Thätigkeit des Kaisers.) Bei Gelegenheit dieser Musterungen nahm der Kaiser mehrere Beförderungen vor und theilte eine große Anzahl Decorationen unter das Militär von allen Graden aus.“ Dann kam nach einigen Tagen ein Auszug aus dem Moniteur, worin es hieß:

„S. M. der Kaiser hat am 22. d. M. vier schöne Regimenter alter Garde gemustert und seine Zufriedenheit über den guten Zustand derselben geäußert. Sie waren mit der Post in Mainz angekommen, brauchten nur 6 Tage zu ihrer Reise und waren so wenig ermüdet, daß sie sogleich über den Rhein gingen."

Mit dem Bewußtsein, einer großen Entscheidung entgegenzugehen, und mit dem Gefühle, daß eine ganze Reihe von Glücksfällen dazu gehöre, um diesmal als Sieger den Kampf zu bestehen, während anderer Seits das Fehlschlagen einer einzigen Voraussetzung die schlimmsten Folgen haben könne, reiste Napoleon zu seiner Armee. Der Weg ging nach Erfurt und von da nach Naumburg, Weißenfels, Lützen. An letzterem Orte fiel am Morgen des 1. Mai bei dem ersten Kanonenschuß der Herzog von Istrien, Bessières; am folgenden Tage, 2. Mai, war die erste Schlacht dieses Feldzugs bei Groß-Görschen oder, wie Napoleon sie nach seinem Hauptquartiere bezeichnete, bei Lützen, die mit einem Rückzuge der Verbündeten nach Dresden endigte. Wie schwer die Franzosen diesen Erfolg erkauft hatten, das sagte keines jener Bulletins, in welchen man aus dem kaiserlichen Hauptquartier den Franzosen und deren Verbündeten einen großen Sieg verkündigte. Zur Feier desselben wurde, auf höhere Weisung, am 23. Mai hier in dem Dome und in der Kirche der protestantischen Gemeinde Dankgottesdienst abgehalten. Mittlerweile war vom 19. bis 22. Mai bei Bautzen gekämpft worden, ohne daß die Franzosen dabei etwas Entscheidendes erreicht hätten; freilich mußten die Alliirten „dem Feinde mit Vorsicht weichen, um sich ihren Hülfstruppen und Verstärkungen zu näheren und den Kampf mit desto gewisserem Erfolge zu erneuern." (Worte des Königs von Preußen.) Napoleon stempelte auch diesen an sich nicht wesentlichen Erfolg zu einem großen Siege, wie dies sofort auch in Mainz auf Betreiben des Herzogs von Valmy verkündigt wurde, worauf dann am 13. Juni der Dankgottesdienst wie-

derum folgte[1]). Bei Bautzen, bezw. Groß-Würschen, verlor übrigens Napoleon den ihm eng befreundeten Herzog von Friaul, Duroc, dessen Leichnam am 8. Juni in Mainz ankam[2]).

Trotz aller errungenen Vortheile war Napoleon froh, als am 4. Juni zu Poischwitz bei Jauer ein Waffenstillstand auf die Dauer von sechs Wochen zu Stande kam, der nachher, zu Neumark, bis zum 10. August verlängert wurde, wobei bedungen ward, daß die Feindseligkeiten erst nach einer sechstägigen Kündigung wieder ihren Anfang nehmen sollten. Er gedachte, die Zeit auszunutzen, um seiner Armee neue Kräfte zuzuführen und um den Beitritt Oesterreichs zu der Allianz von Preußen und Rußland zu hintertreiben. Wäre es auf Napoleons nächste Umgebung angekommen, die Zeit wäre besser ausgenutzt worden, um der Welt den lang ersehnten Frieden zu bringen. Abgesehen von Leuten wie Fouché, dem der Kaiser nicht traute, waren die treuesten Diener des Kaisers für den Frieden. „Vergessen Sie nicht, daß Europa den Frieden braucht und namentlich Frankreich, das Nichts als den Frieden will," flüsterte Berthier dem Grafen Metternich am Morgen des 26. Juni im Garten Marcolini in Dresden zu, als der österreichische Gesandte im Begriffe war, vor Napoleon zu erscheinen, um ihm anzukündigen, daß Oesterreich bereit sei, die Rolle des Vermittlers zwischen Frankreich und den Alliirten zu übernehmen. Genau wie Berthier, so dachte und sprach auch Caulaincourt, den Napoleon zum Congresse nach Prag, woselbst über einen abzuschließenden Frieden gehandelt werden sollte, mit der Weisung geschickt hatte, die Verhandlungen

1) Interessant ist ein Brief Napoleons an Cambacérès vom 7. Juni über die grandes pompes, über die er sich lustig machte, während er selbst in lächerlichem Lichte erscheinen mußte, wenn er am 10. Juni befahl, daß auf dem Mont-Cenis ein Denkmal für die bis dahin im Jahre 1813 erfochtenen Siege sollte errichtet werden.

2) Die Ueberführung der Leiche Durocs wurde von einer Schmugglerbande zur Einführung einer großen Quantität von Seidenstoffen benutzt.

zu verschleppen. Ein bequemes Mittel der Verschiebung einer entscheidenden Erklärung war ein Abstecher nach dem Rheine, wodurch der Depeschen-Wechsel erschwert wurde. Da Napoleon die Besorgniß hegte, der Uebertritt der Oesterreicher zur Sache der Alliirten werde in Frankreich nicht zu seinen Gunsten gedeutet werden, vielmehr eine moralische Einbuße zur Folge haben, so wollte er durch Berufung der Kaiserin zu sich an den Rhein so lange wie möglich den Schein der Eintracht mit Kaiser Franz dem Lande gegenüber aufrecht erhalten. Vielleicht dachte er hierbei auch daran, die Anwesenheit der Kaiserin in seinem Interesse auszunutzen und zu erforschen, was sie etwa von der Stimmung ihres Vaters wisse, oder um durch sie auf den Kaiser einzuwirken. Als Ort der Zusammenkunft ward Mainz bestimmt. Der Verabredung gemäß verließ die Kaiserin Maria Luise St. Cloud am 23. Juli, begleitet von der Herzogin von Montebello, von zwei Palastdamen und von dem General Caffarelli, traf am 25. in Homburg ein, wo der Präfekt des Departements sie erwartete, fuhr die Nacht durch und langte am Morgen des 26. in Mainz an. In der folgenden Nacht kam auch Napoleon, in Begleitung Berthiers, von Dresden hier an. Schon am Morgen des 27. hielt Napoleon um 10 Uhr eine Musterung über eine große Anzahl von Truppen jeder Gattung ab und empfing dann die Beamten der Stadt und des Departements. Ueber den Aufenthalt des Kaisers brachte das Journal vom Donnersberg folgende Mittheilungen:

„Mainz vom 30. Juli. Täglich hält S. M. der Kaiser seit seiner Ankunft über die verschiedenen Truppencorps, welche theils augenblicklich hier in Garnison liegen, theils zur großen Armee durchmarschiren, Musterung. Gestern und heute besichtigte Derselbe, theils zu Wagen, theils zu Pferd, die Stadt mit ihren Umgebungen, die Festungswerke von Kastel u. s. w. Heute mit dem Frühesten begab er sich nach der Citadelle, dem Platz Gutenberg und in die Militärbäckerei, wo er sich, wie man sagt,

Kommißbrod vorzeigen ließ und davon kostete. J. M. die Kaiserin besuchte dieser Tage Biebrich und Wiesbaden, und auf Ihrem Rückwege traf Dieselbe an dem Ufer des Rheins, zwischen Kastel und Biebrich, mit Ihrem erlauchten Gemahl zusammen, worauf J. J. M. M. eine Jacht bestiegen und sich über den Fluß setzen ließen. Abends trafen Höchstdieselben unter dem Freudengeschrei der auf Ihrem Wege versammelten Volksmenge aus allen Ständen wieder in Ihrem Palaste ein. Uebrigens bemerkt man allgemein, daß S. M. der Kaiser sich niemals besser befunden habe und daß sein Gesicht die heiterste Stimmung ankündige."

„Mainz vom 2. August. Gestern Abend um 6 Uhr verließ S. M. der Kaiser, unser erlauchter Monarch, hiesige Stadt, und heute um 10 Uhr Morgens kündigen Artilleriesalven und Glockengeläute die Abreise J. M. der Kaiserin-Regentin an. Höchstdieselbe schiffte sich auf einer Jacht ein, um mit derselbigen den Rhein hinab bis Köln zu fahren und über Brüssel in Ihre Hauptstadt zurückzukehren. Der Herr Präfekt ging vor J. M. von hier ab, um in den an dem Rheinstrom gelegenen Gemeinden seines Departements Vorbereitungen zum Empfange Derselben zu treffen. Der Kaiser erschien kurz vor seiner Abreise an der Seite seiner erlauchten Gattin auf dem Balkon des Palastes in traulichem Gespräch. Die Kaiserin schien bewegt, und sie vergoß Thränen, als der Kaiser unter dem Balkon, auf welchem sie sich befand, vorbeifuhr. Noch niemals hatte man S. M. den Kaiser so leutselig und herablassend gesehen, als bei seiner diesmaligen Anwesenheit; er erschien wie ein Vater unter seinen Kindern, und der Aufenthalt unserer Souveräne hat unauslöschliche Erinnerungen in den Herzen aller Derer zurückgelassen, welche das Glück hatten, Hochdieselben zu sehen."

„Unter den Hohen Fremden, welche während der Anwesenheit J. J. M. M. hierhergekommen waren, um Denselben ihre Huldigungen darzubringen, bemerkte man J. J. k. k. H. H. die

Großherzoge von Frankfurt, von Baden und den Großherzog und Erbgroßherzog von Hessen-Darmstadt."

Die dürftigen Zeitungsnachrichten werden ergänzt durch die von Mainz aus geführte Correspondenz des Kaisers. Wenn schon in ruhigen Zeiten die Thätigkeit der Minister und der obersten Verwaltungsbeamten zurückstand hinter dem Wirken des Kaisers, der in keinem Regierungszweige auf die Anregung seiner Untergebenen wartete, so erschien, wie dies die Correspondenz am besten zeigt, gerade während dieses Entscheidungskampfes der Kaiser als der eigentliche Vorstand der einzelnen Abtheilungen. Auf seine eigenen Schultern nahm er die Leitung der Geschäfte, deren Erledigung er bis in die kleinsten Einzelheiten überwachte. Es ist erstaunlich, was er leistete, erstaunlich, wie er bei der großen Arbeitslast noch Zeit fand, Audienzen zu ertheilen, Truppen zu besichtigen, Vorrathshäuser in Augenschein zu nehmen, Festungsbauten zu prüfen und dergleichen mehr. Freilich galt es, Haus zu halten mit der Zeit, um nach Ablauf der Friedensverhandlungen vollständig gerüstet einer größeren Zahl von Feinden gegenüber zu stehen. Nach Ablauf des Waffenstillstandes sollte nämlich, nach des Kaisers Plänen, die Armee sich in drei Theile theilen, ein Corps in Schlesien einfallen, ein zweites Corps auf Berlin marschiren, der Rest bei Dresden bleiben. An Mannschaft fehlte es nicht, denn der Kaiser hatte allen Behörden die strengsten Weisungen zur Beschleunigung in der Ausführung seiner Befehle ertheilt und sich im Voraus alle Wenn und Aber verbeten. In Mainz, wohin alle Truppen kamen, die nach dem Kriegsschauplatze bestimmt waren, unterzog er sich selbst der Musterung der Ankommenden. Hierher dirigirte er noch ältere Truppen aus Spanien, 12 000 Mann, die durch Rekruten ersetzt wurden. So hatte er im August in Deutschland über eine Armee von 450 000 Mann zu verfügen, die, abgesehen von der Garde imperiale, (alte Garde, unter dem Herzog von Dalmatien, junge Garde, unter dem Herzog von Treviso, im Ganzen

6 Divisionen und 4 Divisionen Cavallerie), aus folgenden Corps bestand:

Erstes Corps, unter Vandamme, 3 Divisionen,
Zweites Corps, unter dem Herzog von Belluno, 4 Divisionen,
Drittes Corps, unter Ney, 4 Divisionen,
Viertes Corps, unter Bertrand, 3 Divisionen,
Fünftes Corps, unter Lauriston, 3 Divisionen,
Sechstes Corps, unter Marmont, 3 Divisionen,
Siebentes Corps, unter Regnier, 4 Divisionen,
Achtes Corps, unter Poniatowski, 2 Divisionen[1]),
Elftes Corps, unter dem Herzog von Tarent, 3 Divisionen,
Zwölftes Corps, unter dem Herzog von Reggio, 3 Divisionen,
Dreizehntes Corps, unter dem Fürsten von Eckmühl, 3 Divisionen,
Vierzehntes Corps, unter St. Cyr, 3 Divisionen.

Das neunte Corps, von Mainz, mit 2 Divisionen, war in ein Observationscorps von Bayern umgewandelt und stand unter dem Herzog von Castiglione in Franken; es traf erst wenige Tage vor der Schlacht bei Leipzig mit der großen Armee zusammen.

Jedes Corps hatte eine Brigade leichte Cavallerie; die übrige Cavallerie war in fünf Corps zu je 3 oder 4 Divisionen eingetheilt; es waren dies die Corps von Latour=Maubourg (1), Sebastiani (2), Herzog von Padua (3), Graf von Valmy (4), Millaut (5). Für alle diese Corps ertheilte er selbst die nöthigen Befehle, wobei ihm nicht das Geringste entging. Als vorsichtiger General faßte er alle Zufälle, die eintreten können, in's Auge. So gab ihm, beispielsweise, ein Ritt durch die Befestigungen von Mainz Stoff zum Nachdenken über die Sicherheit der Rheingrenze, wobei ihm die große Lücke an Befestigungen auf der Strecke zwischen Mainz und Wesel auffiel. Sogleich ging eine

1) Das zehnte Corps bildete die Garnison von Danzig.

Weisung an den Kriegsminister ab, damit zwischen Cöln und Coblenz eine Verstärkung geschaffen werde. Die Erfahrungen des russischen Feldzugs lenkten dann seine Aufmerksamkeit auf einen höchst wichtigen Punkt, dem, wie es die nächste Zeit lehrte, zum Unglück der Stadt Mainz, die Militärbeamten nicht die nöthige Beachtung schenkten. Aus Rußland waren nämlich nach und nach die Kranken nach dem Rheine geschafft worden, so auch nach Mainz, wo der ehemalige Schönbornerhof zum Lazareth eingerichtet war. Napoleon besichtigte das Lazareth und überzeugte sich sofort, wie es an Luft und Licht gebrach. Aus Rücksicht auf die Nachbarschaft waren bisher die nach dem Garten führenden Fenster des Hauses verschlossen gewesen. Es bedurfte erst eines Befehls des Kaisers, um den Krankensälen Licht und Luft zuzuführen und so den Kranken ein besseres Lager zu bereiten. Allein Napoleon hielt die ganze Einrichtung nicht für ausreichend. Nach seiner Auffassung genügten in Mainz keineswegs Lokalitäten, die zur äußersten Noth etwa 900 Mann aufnehmen konnten; es mußte Raum für 2000, ja 6000 Kranke geschaffen werden; so war es sein Wille, zu dessen raschem Vollzuge die betreffenden Militärbeamten sich nicht zu entschließen vermochten. Daß ihn die Fürsorge für die Soldaten auch in die Bäckerei führte, haben wir schon aus einem Zeitungsberichte entnommen; er lernte deren Betrieb dabei so genau kennen, daß er demnächst in der Lage war, Befehle wegen Vergrößerung desselben zu ertheilen, woran die unmittelbar Betheiligten nicht gedacht hatten.

Sein eigenes Palais endlich unterwarf der Kaiser einer gründlichen Untersuchung, als deren Ergebniß ein Befehl an den Herzog von Cadore (Champagny) zu betrachten ist, wonach eine bei dem deutschen Hause befindliche Kaserne, eine Kirche entfernt und im Hause selbst Einiges verändert werden sollte. Nicht für sich und die Seinen, die an dem Mainzer Schlosse so viele Freude hatten, sorgte auf diese Weise der Kaiser, sondern für Fremde; nur noch einmal bewohnte er diese Räume, auf fünf Tage, während

welcher er sich vor der Welt verschloß; von den Seinen kam Niemand mehr dahin, seit Maria Luise daselbst unter Thränen von ihrem Gemahl sich verabschiedet hatte. Ein Vergleich zwischen den Stunden, in welchen er auf dem Gipfel seines Ruhmes kurz nach der Kaiserkrönung zum ersten Male in diesen Räumen zugebracht, und zwischen dem gegenwärtigen Augenblicke, in welchem er für den Bestand seiner Herrschaft einem ernsten Kriege entgegenzog, lag zu nahe, als daß der Kaiser ihn nicht sollte angestellt haben, so sehr er auch in der Häufung der Geschäfte trübe Gedanken und Ahnungen zu betäuben suchte. Auch Andere konnten sich der Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart nicht entziehen, wobei die schlimmsten Besorgnisse für die Zukunft auftauchten. Es gehörte schon zu den größten Seltenheiten, wenn man in der Umgebung des Kaisers auf Jemanden stieß, der nicht vom heißesten Verlangen nach Frieden erfüllt war. Am Entschiedensten machte der Mainzer Präfekt, Baron Jeanbon-St. André, seinem Unmuthe über das Scheitern der Friedensverhandlungen und über die dadurch nothwendig gewordene Fortsetzung des Krieges Luft. Dem Kaiser bis dahin in allen Stücken treu ergeben, unermüdlich in der Arbeit, im Kampfe mit Mühseligkeiten und Gefahren gestählt, konnte er dennoch nicht Herr werden über seine Mißstimmung bei Ausbruch des neuen Krieges, eine Mißstimmung, die ihn bis zu seinem, durch die nächsten Ereignisse frühzeitig herbeigeführten Lebensende nicht verließ. Als alter Jacobiner widerstrebte es ihm, seine Gefühle in gewählte Worte zu kleiden, wie es die Umgebung des Kaisers zu thun pflegte. Darum darf es uns nicht wundern, wenn er bei einer Fahrt über den Rhein auf der kaiserlichen Jacht in die Worte ausbrach, ein Fußtritt sei im Stande, das Schicksal der Welt zu wenden[1]). Noch viel Blut müsse fließen, so äußerte er

1) Beugnot, Mémoires, II. p. 12 sqq. »Quelle étrange position! le sort du monde dépend d'un coup de pied de plus ou de

weiter, weil dieses nicht die letzte Fahrt des Kaisers wäre. Was sollten bei solcher Stimmung des französischen Präfekten die deutschen Bewohner des von ihm verwalteten Gebietes denken? Wahrlich, sie standen an Friedensliebe nicht hinter ihm zurück. Im Grunde mochte wohl auch der Kaiser nicht Alles auf eine Karte setzen, nur verscheuchte solche Friedensanwandlungen die immer wieder sich bei ihm aufdrängende Zuversicht, daß ein glückliches Treffen ihn günstiger stellen würde, als er dies nach den Anerbietungen, die ihm von österreichischer Seite gestellt wurden, zu erwarten hatte. So ließ er die Zeit zur Herbeiführung eines Ausgleichs verstreichen und gab dadurch den Oesterreichern den Vorwand, offen zu den Verbündeten überzugehen.

Am 4. August kam Napoleon in Dresden an, und am 16. August endigte der Waffenstillstand. Mit Spannung verfolgte man hier die Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die natürlich alle günstig für die Sache Napoleons lauteten. Davon, daß nach anfänglichen Erfolgen die Pläne des Kaisers zu nichte wurden, der Zug nach Berlin und der Einfall in Schlesien mißglückten, davon kam keine Nachricht in's Publikum. Ein Umstand hätte übrigens die Leser der Regierungsorgane stutzig machen müssen, nämlich die Thatsache, daß am 7. Oktober die Kaiserin den Senat zu Anordnung einer Aushebung von 280 000 Mann veranlaßte[1]), unter dem Vorgeben, die Verbündeten hegten die Absicht, den Krieg nach dem Innern Frankreichs zu tragen. Wie sollten denn die überall zurückgedrängten, um ihre eigene

---

moins.« Eine ganz ähnliche Aeußerung des Präfekten s. bei Crome l. c. S. 339.

1) Nach dem Dekrete (Duvergier XVIII. p. 490, 491) waren 120 000 Mann durch bestimmt bezeichnete Departemente, darunter auch unser Departement, aus den älteren Conscriptionen, 160 000 Mann der Conscription des Jahres 1815 zu entnehmen. Scherzweise wurden die nach Maßgabe dieses Dekrets ausgehobenen Soldaten „Maria-Luise"-Soldaten genannt.

Rettung besorgten Verbündeten auf den Gedanken eines Einfalls in Frankreich kommen? Verdächtig war nicht minder der Eifer der Regierungsbeamten, welche das Volk antrieben, den Ausdruck der Ergebenheit und Opferwilligkeit zu den Stufen des Thrones der Regentin niederzulegen. Nach dem Beispiele der anderen „guten Städte“ bestimmte die Stadtvertretung von Mainz, daß durch eine, aus ihrer Mitte zu erwählende Deputation der Kaiserin die Anhänglichkeit der Bewohner der ersten Festung am Rheine zum Ausdrucke gebracht werden solle. Aus der noch erhaltenen, von dem Präfekten nach einem allgemeinen Muster entworfenen Adresse entnehmen wir, wie man auch hier die Engländer beschuldigte, den Krieg gegen Napoleon geschürt zu haben, nachdem sie bis dahin nichts versäumt hätten, Frankreich zu schädigen, unter welchen Machinationen auch Mainz so viele Leiden zu ertragen gehabt. Aller Hetzereien ungeachtet werde übrigens, so meinten die Verfasser der Adresse, der Kaiser auch diesmal siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, wenn auch auf Seiten der Feinde Verräther an der Sache des Vaterlandes ständen. Damit waren gemeint Bernadotte und Moreau, von denen der Letztere übrigens den Lohn des Verräthers bereits davon getragen. Der Schluß der großstiligen Adresse bildete gewissermaßen eine Herausforderung des Schicksals, insofern die Mainzer gelobten, als Hüter der ersten Festung am Rheine dem Feinde zeigen zu wollen, daß sie die Wichtigkeit ihrer Stellung erfaßt hätten und mit Freuden bereit wären, selbst die größten Opfer für die Sicherheit des Vaterlandes zu bringen.

Bevor die Deputation Anstalten traf, Mainz zu verlassen, war Napoleons Schicksal bereits bei Leipzig entschieden worden. Es verging zwar noch einige Zeit, bis die Kunde von der Niederlage nach Frankreich kam, indem die Regierungsblätter noch lange an den Siegesnachrichten aus der Zeit vor dem 18. Oktober zu drucken hatten. Immerhin merkte die Bevölkerung am Rheine früher als es der Regierung lieb war, daß es mit der Sache

des Kaisers schlecht stand. So fiel es auf, daß Marschall Kellermann, der hierin einer Weisung Napoleons vom 25. Oktober folgte, alle Depots für Reconvalescenten sowie die Cavalleriedepots von der rechten Rheinseite auf das diesseitige Ufer verbrachte. Es wollte Napoleon auf dem von ihm beabsichtigten Marsche nach Mainz nicht behindert sein. Dann kam ein Befehl des Kaisers, Mainz zu armiren und zu verproviantiren. Als diese Arbeiten eingeleitet wurden, machte man die Wahrnehmung, daß der Großherzog von Hessen die Ausfuhr von Getreide nach französischem Gebiete verboten hatte [1]). Nach Privatnachrichten, die der Präfekt erhielt, waren die Bayern von Napoleon abgefallen und im Begriffe mit den Oesterreichern gegen Mainz zu marschiren, um der Armee den Rückzug zu verlegen. Der Marschall und der Präfekt hüteten sich, ihre Wahrnehmungen und die daran sich knüpfenden Vermuthungen in's Publikum zu bringen.

Die Bemühungen der Regierung, die wahre Lage der Armee zu verheimlichen, erwiesen sich als nutzlos, sobald in Folge kaiserlicher Weisung die Räumung der in Deutschland, namentlich in Sachsen, befindlichen Lazarethe vor sich ging. Der Zustand, in welchem am 24. Oktober unerwartet die ersten Kranken und Verwundeten in Mainz ankamen, ließ darauf schließen, daß die in aller Eile bei der ungünstigsten Witterung vollzogene Maßregel keinen anderen Zweck hatte, als den, einer flüchtigen Armee Platz zu machen. Dem entsprach auch die Behandlung, welche den Unglücklichen unterwegs war zu Theil geworden. Leider gab es unter den Militär-Beamten gefühllose Naturen genug, denen die Sorge um die Aermsten lediglich als eine Last erschien. »Un blessé n'est qu'un fardeau!« hieß es damals in jenen Kreisen. Als, wie erwähnt, die ersten Kranken hier ankamen, ohne daß vorher den Behörden rechtzeitig Meldung geschehen wäre, eilten die Bürger aus eigenem Antriebe herbei, um nach Kräften zu

1) S. meinen Aufsatz in Picks Monatsschrift II. S. 136 ff.

helfen. Der Präfekt, dem die hülflose Lage der Kranken zu Herzen ging, wendete sich sofort (26. Oktober) an den Minister des Innern. „Jeden Tag,“ so berichtet er, „werden eine Masse von Kranken und Verwundeten nach Mainz gebracht. Ihr Zustand ist bedauernswürdig, und der Anblick ihrer Lage erhöht den Kummer des Publikums. Da ihre Ankunft nicht gemeldet war, so war auch keine Hülfe zur Hand, und der Eindruck dieser von Seiten der Chefs gewiß nicht gewünschten Verlassenheit war ein sehr betrübender. Ich machte es mir zur Pflicht, mich mit dem Maire (Macké) in Verbindung zu setzen, um das Gemüth der Mainzer zu Gunsten der Unglücklichen zu stimmen. Unser Ruf war kein vergeblicher. Die deutsche Bevölkerung der Stadt ging der Armee entgegen, und Jeder hat sein Möglichstes in Suppen, Nahrungsmitteln aller Art, Leinwand u. s. w. dargebracht; mehr, als ich es mit Worten ausdrücken kann, ehrt diese Hingebung die Bewohner von Mainz. Der Herzog von Valmy ist über diese Haltung ergriffen; er hat mir hierüber einen Brief geschrieben, den ich auf seine Veranlassung in der Mainzer Zeitung habe veröffentlichen lassen[1]).“

Der hier erwähnte Brief Kellermann's lautet, wie folgt:

„Herr Präfekt! Ich ersuche Sie, Nachstehendes in die Mainzer Zeitung (in beiden Sprachen) einrücken zu lassen: „„Der Marschall Herzog von Valmy dankt den edelmüthigen Bewohnern von Mainz für die Sorgfalt, welche sie für die verwundeten und kranken Soldaten bei deren Transport bewiesen haben. Man kann unmöglich mehr menschenfreundlichen Eifer an den Tag legen; denn sogar Frauen drängten sich herbei, um die Kranken auf Bahren tragen zu helfen. Die wackeren Einwohner dieser Stadt haben sich zwar schon durch ihren Eifer

1) S. Picks Monatsschrift für rheinisch-westphälische Geschichtsforschung und Alterthumskunde II. S. 137.

für die Verpflegung der Kriegsgefangenen[1]) ausgezeichnet; allein was sie bei dieser Gelegenheit thaten, ist über jeden Lobspruch erhaben. Empfangen Sie, lieber Herr Präfekt, die Versicherung meiner ausgezeichneten Werthschätzung und Liebe.""

Der Reichsmarschall Senator
Herzog von Valmy."

Zur Vervollständigung des Bildes von den Zuständen in Mainz bei und nach der Ankunft der Kranken sollen hier die Aeußerungen von Zeitgenossen ihren Platz finden.

In einer handschriftlichen Chronik, welche der Fruchtmesser Kaspar Röth, (geb. am 24. September 1766, gest. am 8. Mai 1850) hinterlassen hat, heißt es: „Am 24. und 25. Oktober zeigte sich schon durch die Ankunft vieler Tausende von verwundeten Soldaten, die in Schiffen den Main herabkamen, nur zu deutlich der Rückzug der französischen Armee an; jetzt sahen wir dahier zu Mainz ein Bild des Elends und Jammers, wovon die Geschichte uns nur wenig Beispiele zeigt. Dort am Ufer des Rheines lagen sie im Koth, nicht mehr Menschen gleich, und ihr Blut, das noch aus ihren Wunden floß und das sie für ihr Vaterland — nein! für einen Tyrannen vergossen hatten, tränkte noch die Erde. Dank, ewiger Dank sei Euch, ihr guten, edlen Seelen und Bewohner der Stadt Mainz, die ihr euch gegen Freund und Feind so großmüthig benommen und euch der verlassenen armen Menschen hülfreich angenommen habt."

Der praktische Arzt Dr. Bernard Anton Dismas Pizzala (geb. zu Mainz am 17. Juni 1781, gest. als Direktor der Entbindungsanstalt am 28. April 1858) erzählt:

„Im Anfange Oktober und vor der Schlacht bei Hanau (30. Oktober) wurden die Hospitäler, welche längs dem Maine etablirt waren, evacuirt und kamen die Kranken zu Schiff nach

1) Diese waren in dem ehemaligen Jesuitenkloster in der Schustergasse untergebracht. Brühl, Mainz S. 152.

Mainz. Für diese Kranken war keine Vorkehrung getroffen; dieselben wurden vor dem Holzthor in Pferdeställen und an dem Bocksthor in den sog. Husarenställen untergebracht. Für diese Kranken wurde ich als Arzt requirirt und übernahm auch deren Besorgung. Ueber die dort vorgefallenen Sterbfälle habe ich kein Register geführt. Meine ganze Thätigkeit bestand in dem Besuche der Kranken eines jeden Tages; ich hatte kein Verbandzeug und keine Medikamente und keine Krankenpfleger. Bei jedesmaligem Besuche fand ich in der Regel Todte vor den Ställen liegen, mit Stroh bedeckt; es fuhren damals große Wagen herum, welche Todte aufnahmen. . . . Bei Uebernahme dieser Ställe wurden mir drei oder vier Barbiergesellen als Gehülfen beigegeben, welche aber nur einmal mit mir einen Besuch machten, den folgenden Tag aber waren dieselben weggeblieben. . . . Uebrigens nahm sich die bürgerliche Nachbarschaft der Kranken sehr an und zwar mit großer Aufopferung; sie brachten den Kranken Suppe und zubereitete Speisen [1])."

Neben den Frauen, deren besonders gedacht wurde, hätte Marschall Kellermann auch der Jugend gedenken sollen, die seit dem Spätjahre 1813 in den Spitälern hülfreiche Hand leistete; besonders waren es die Schüler des Seminars, die auf Weisung des Bischofs Colmar an der Krankenpflege sich betheiligten. „Ich und meine Mitschüler," so sagt ein Mainzer Bürger, „wurden in dem Frühjahre 1813 von dem Bischofe Colmar angeleitet, uns in die Spitäler zu begeben, um dort bei der Wartung der Kranken hülfreiche Hand zu leisten; damals waren schon Erfrorene aus dem Feldzuge von Rußland gekommen; später kamen Verwundete von Lützen und noch später von Leipzig und Hanau. Bis vor dem September 1813 war noch Ordnung in den Spitälern; dann aber riß die Unordnung

1) Bockenheimer, Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz, Heft III. S. 11. u. 12.

ein; schon im September und Oktober nahm die Unordnung so überhand, daß die Leute aus Mangel an Verpflegung, Nahrung und Platz starben, sowohl in den Spitälern, als in den Ställen und an anderen öffentlichen Plätzen. Ich erinnere mich dieser Sache deßhalb so genau, weil wir damals Vacanz hatten. Im Monate Oktober waren die Sachen am Aergsten. Im Monate Oktober kamen Kranke zu Schiff dahier an, von denen ich erfuhr, daß die Lazarethe von Würzburg ausgeleert und sie dort eingeschifft worden seien. Die angekommenen Kranken und Verwundeten wurden in den Ställen an der Bocksbatterie, im Schloß bis auf den Speicher und an sonstigen Orten an dem Rhein untergebracht. Ich kam beinahe jeden Tag in das Schloß, um dort unter die Kranken Lebensmittel, welche wir in der Stadt von den Einwohnern erhalten hatten, auszutheilen. Ich fand Todte und Kranke daselbst durcheinander [1])."

„Zahllose Kranke," schreibt Seminarsuperior Liebermann, „wurden aus den Spitälern auf Schiffen nach Mainz gebracht. Für Verpflegung derselben war nicht die geringste Vorsorge getroffen. Manche, durch Hunger und Krankheit aufgerieben, wurden todt aus den Schiffen getragen. Andere verhauchten ihr Leben am Ufer oder in dem nächsten Stall, wo man sie unterbringen konnte. Diejenigen, welchen noch etwas Kraft blieb, wankten durch die Straßen, suchten unter Dach zu kommen und flehten um Nahrung. Oft sanken sie entseelt über die Schwelle der Häuser oder auf das Straßenpflaster nieder."

Bis zu dem Zeitpunkte der Verlegung der Spitäler auf das linke Rheinufer bestand in Mainz nur das eine, schon erwähnte, Militär-Hospital im Schönbornerhofe, das seit der letzten Zeit des russischen Feldzuges stark in Anspruch genommen war, wie dies daraus erhellt, daß nach den Einträgen in dem hiesigen Sterberegister in der Zeit vom 1. Januar bis

1) Bockenheimer, l. c. S. 35, 36.

24. Oktober 1813 daselbst 956 Militärpersonen verstorben waren. Eine stärkere Belegung der Anstalt war nicht leicht thunlich, weßhalb man sich, wie wir bereits gesehen, durch Benutzung der Ställe an der Bocksbatterie und der Husarenställe zu helfen suchte. Gar mancher Soldat hatte schon den Tod auf der Straße gefunden, bis man zur Einrichtung größerer Krankenräume schritt. „Täglich wurden," so berichtet ein Spitalbeamter, „50 bis 60 todte Franzosen, welche auf der Straße gefunden wurden, in mein Hospital (Schönbornerhof) gebracht." Zu Ende Oktober waren dann Spitäler eingerichtet im kurfürstlichen Schlosse, im Ostheinerhofe und in der Maurizenkirche. Auch das St. Rochus-Hospital wurde von Soldaten aufgesucht. Daran, die Kranken aus der Festung hinauszuschaffen, damit sie im Falle einer Belagerung oder Blokirung an Nichts Noth zu leiden hätten und nicht der Besatzung zur Last fielen, dachte vorerst Niemand. Allein selbst wenn die Militärbehörde einen dahin zielenden Vorschlag gemacht hätte, so würde der Kaiser nicht darauf eingegangen sein, weil er die Kranken nicht im Inneren Frankreichs haben wollte. Der Anblick des großen Elends hätte der Verwirklichung seiner weiteren Pläne geschadet.

Ohne in der Schilderung dieser Zustände fortzufahren, auf welche noch zurückzukommen ist, sei hier nur noch bemerkt, daß nach den Einträgen in dem Civilstandsregister in dem Monate Oktober 1813 in Mainz 400 Personen (gegen 125 in demselben Monate des Jahres 1812): 250 Militär-, 150 Civilpersonen, verstarben. Diese Zahlen bleiben aber, was die Soldaten betrifft, weit hinter der Wirklichkeit zurück. Während man im Anfange des Monats noch meldete, wenn todte Soldaten auf der Straße oder in Schiffen aufgefunden wurden, so wurden späterhin nur noch die Todesfälle, welche in dem eigentlichen Militärspitale vorkamen, zur Anzeige gebracht. Die todtaufgefundenen Soldaten und die Namen der in den Hülfsspitälern Verstorbenen kamen dagegen nicht mehr zur Anzeige. In dem Schönbornerhofspitale starben

allein in der Zeit vom 24. bis zum 31. Oktober 107 Soldaten.

Als Boten schlimmer Kunde folgten auf die Kranken die sog. Fricoteurs[1]), die versprengten Soldaten, welche nach der Niederlage bei Leipzig bis Mainz sich durchgedrückt hatten. Obwohl Napoleon auf die Ausreißer Jagd machen ließ, um sie wieder in Reih' und Glied zu stecken, so waren doch Einzelne hierhergelangt, die von den sorgfältig vor der Bevölkerung verschwiegenen Ereignissen Nachricht brachten. Von Soldaten dieser Klasse erhielten die Mainzer auch die Mittheilung, der Kaiser sei auf der Flucht mit seiner Armee durch Bayern und Oesterreicher bei Hanau aufgehalten worden, habe sich aber glücklich durchgeschlagen und sei auf dem Wege nach Mainz begriffen. In Wirklichkeit war der Kaiser auf der Flucht über Erfurt, Gotha, Gelnhausen, nach dem Rheine in Hanau am 30. Oktober durch den Grafen Wrede, seinen ehemaligen Günstling, aufgehalten worden. Schon am Abende vorher waren die Franzosen mit der Avantgarde der Bayern und Oesterreicher in Gelnhausen zusammengestoßen. Der Anschlag, die französische Armee abzufassen, hätte nur gelingen können, wenn Napoleon in dem Kinzigthal zwischen Schlüchtern und Gelnhausen wäre gefaßt worden; allein der Kaiser kam mit seiner Armee durch, und nunmehr begann der Kampf, der mit der Niederlage des bayerischen Generals endete. Trotz der begangenen Fehler brauchten die Verbündeten sich nicht vor dem Spotte der Franzosen und deren Kaisers zu fürchten, welcher letztere in seinem Bulletin vom 31. Oktober einen Ton anschlug, der mit seiner eigentlichen Lage in schreiendem Widerspruche stand. War es doch eine Uebertreibung stärkster Art, wenn er den Glauben erwecken wollte, die Bayern und Oesterreicher hätten beim bloßen Anblicke der alten Garde vor Schrecken die Flucht ergriffen. (»Au seul aspect de la vieille

---

1) Ueber diesen Namen s. Marmont, Buch 18.

Garde, les Autrichiens et les Bavarois fuirent épouvantés.«) Die Niederlage im Entscheidungskampfe bei Leipzig und die Verluste, die er erlitten, hätten ihn vor dieser Prahlerei bewahren sollen. Der Weg nach Frankfurt war nun frei; dorthin wurde noch am 31. Oktober das Hauptquartier Napoleons verlegt. Hier war es, wo Napoleon seine Anordnungen für den Uebergang der Truppen über den Rhein traf. Darnach sollten Marschall Macdonald (Herzog von Tarent) über Mainz nach Bingen, Marschall Victor (Herzog von Belluno) über Mainz nach Oppenheim sich wenden und dort ihre Truppen an sich ziehen; zwischen Mainz und Bingen hatte General Albert nach Weisung Kellermanns die Soldaten des 5. Corps zu sammeln. Das 6. Corps unter Marmont stellte sich bei Höchst auf, während die Cavalleriecorps des Herzogs von Padua und des Generals Sebastiani den Main bewachten. Bei Frankfurt blieb eine Division der Garde unter Curial und die Reste der Cavallerie-Division von Ornano; vorwärts von Frankfurt stellten sich die Reste der jungen Garde unter dem Herzog von Treviso und die Reste des 4. Corps unter Bertrand auf. Mit der alten Garde und mit der Cavallerie der Garde brach Napoleon am Nachmittage des 1. November von Frankfurt auf, um nach Mainz zu ziehen; hinter ihm kamen Kosaken, österreichische und bayerische Infanterie nach Frankfurt. In aller Eile flohen die Franzosen nach Mainz, wo sie vorerst vor der weiteren Verfolgung der siegreichen Gegner geschützt waren. Freilich zog mit ihnen in die schützenden Mauern der Stadt ein unerbittlicher Feind ein, dem die Mehrzahl derjenigen erlag, welche sich jetzt gerettet dünkten.

In welcher Verfassung die Reste der Armee nach Mainz kommen würden, konnte man aus dem elenden Zustande, in welchem die Kranken und Verwundeten hierher gelangten, entnehmen. Dennoch sollte in der letzten Stunde vor dem Einzuge des Kaisers noch der Versuch gemacht werden, den Leuten Sand

in die Augen zu streuen. Am Abende des 31. Oktober erließ Oberst Boissard von der 25. Gendarmerie-Legion in Mainz folgenden Befehl[1]):

„Gendarmen! Kündigt allenthalben an, daß Seine Majestät der Kaiser gestern zu Hanau bei Frankfurt die vereinigte österreichische und bayerische Armee, die ihm den Weg verlegen wollte, vernichtet habe. Seine Majestät werden morgen in den Mauern von Mainz eintreffen. Die zu Hanau gemachten Gefangenen folgen dem Sieger auf dem Fuße. Kündigt ferner an, daß die Rückkehr unseres erhabenen Monarchen jede Besorgniß um die Entwürfe des Feindes, der gewiß nicht so verwegen sein wird, etwas an dem Rheine zu unternehmen, verbannen muß."

Wer dem Kaiser auf dem Fuße folgte, das waren nicht Gefangene, sondern die Verbündeten, denen er bei größerer Eile derselben in die Hände gefallen wäre. Bis die Gendarmen anfingen, den Befehl ihres Obersten zu vollziehen, waren sie ihrer eigentlichen Arbeit schon enthoben, denn bei dem herzzerreißenden Elende, von welchem Mainz von den nächsten Tagen an heimgesucht wurde, war für Prahlereien, wie die befohlenen, keine Gelegenheit mehr gegeben.

So etwas konnte man in der Hauptstadt des Reiches, wohin keine Nachrichten über den wahren Stand der Dinge kommen durften, mit besserem Erfolge wagen. Während in Mainz Tausende von Soldaten auf dem Straßenpflaster mit dem Hunger und mit dem Tode rangen, bewegte sich, auf des Kaisers Befehl, ein glänzender Zug durch die Straßen von Paris. Mit dem größten Pompe wurden 20 Fahnen (nach einem Briefe des Kaisers vom 3. November sollten es nur 16 Fahnen sein), die bei Wachau, Leipzig und Hanau angeblich den Feinden abgerungen worden, der Kaiserin überreicht und dann mit noch

1) Chronologische Geschichte oder Tagebuch vom deutschen Freiheitskrieg, Berlin 1814. Bd. 1. S. 169.

100 früher eroberten Fahnen zu den Invaliden überführt. Hielt die auf diese Weise erzeugte und durch unrichtige Zeitungsnachrichten vermehrte Täuschung nur noch so lange an, bis die Vorbereitungen zu einem neuen Anschlage fertig waren, dann hoffte Napoleon wieder Herr der Lage zu werden.

Drittes Kapitel.

Der Rückzug der Franzosen.

Die Mainzer hatten ihr Tagewerk noch nicht begonnen, als am 2. November in aller Frühe — um 4 Uhr — der Kaiser in die erste Stadt seines Reiches einfuhr. Von einem feierlichen Empfange, auf welchen der Kaiser sonst so großen Werth legte, war diesmal so wenig die Rede, wie beim Eintreffen in Mainz nach dem russischen Feldzuge. Wäre er am hellen Tage mit den traurigen Ueberresten seiner Armee in Mainz eingezogen, dann wäre er den Blicken des Volkes ausgesetzt gewesen, was er unter den gegebenen Umständen vermeiden wollte; er hätte dann aber auch die Niedergeschlagenheit der Bevölkerung wahrgenommen und aus den bekümmerten Mienen der Bürger herausgelesen, daß man hier seine Sache für eine verlorene hielt. Ob das auf den Kaiser Eindruck gemacht hätte, bleibt freilich dahin gestellt, denn selbst der Anblick der armen gehetzten Soldaten, die, den Tod in den Augen, nach ihm hinstarrten, vermochte nicht, ihn von neuen Entwürfen abzuhalten. Noch hatte für ihn das Schicksal nicht deutlich genug gesprochen; es war ihm eben beschieden, in seiner Verblendung auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, um endlich so tief zu sinken, daß er der nothwendig gewordenen Neugestaltung der politischen Verhältnisse in Europa nicht mehr hinderlich in den Weg treten konnte.

Vor dem Kaiser war bereits eine Abtheilung der Truppen nach Mainz gekommen, die andern Theile der Armee, mit Ausnahme der zur Besatzung von Hochheim und Kastel bestimmten Corps, folgten ihm auf dem Fuße. Aber in welchem Aufzuge! „Die stolzen Gardesoldaten unter Fuhrknechten, Artilleristen unter Dragonern und Husaren ohne Pferde, Alles in buntem Gewimmel untereinander wälzte sich über die Rheinbrücke nach Mainz [1]).“ „Der Zug über die Brücke dauerte acht Tage und darüber; die Brücke war stets vom diesseitigen bis jenseitigen Ufer angefüllt, die Brückenschiffe gingen unter der Last so tief, daß sie Wasser schöpften [2]).“ Der einzige Truppentheil, der noch etwas Ordnung zeigte, war die Garde; im Uebrigen waren alle Waffengattungen durcheinander geworfen, ganze Divisionen waren nur noch durch eine Handvoll Leute vertreten. Nach Marmont's Schätzung kamen etwa 60 000 Mann noch nach Mainz, wovon nur 40 000 Mann mit Waffen versehen waren. Von diesen ausgehungerten, zerlumpten Soldaten trug ein großer Theil den Keim des Todes in sich. Weder die Ankunft der Soldaten noch die Absicht des Kaisers, die Truppen in Mainz und in der Umgegend rasten zu lassen, waren so zeitig bekannt gegeben worden, daß es möglich gewesen wäre, entsprechende Vorkehrungen zu treffen. Die beschränkten Räume in den Kasernen dienten zur Unterkunft der Garnison, der in letzter Zeit hier eingetroffenen Rekruten und der im Herbste eingebrachten Gefangenen. Auf dem Wege der Einquartierung bei den Bürgern war doch nur ein mäßiger Theil unterzubringen, selbst wenn man, wie es auch geschah, die Belastung der Bürger so hoch, wie nur irgend thunlich, griff. Der Rest der Mannschaft mußte sich helfen und half sich auch demnächst, indem er von den Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden Besitz ergriff; da aber auch die Räume dieser Gebäude

1) Brühl, Mainz S. 151.
2) Bockenheimer, l. c. S. 39.



Einzug der Franzosen in Mainz im November 1813.
(Nach einem gleichzeitigen Bilde.)

nicht ausreichten, so campirten Tausende auf den Straßen und öffentlichen Plätzen. So lag die Kaisergarde eine Zeitlang auf dem Schloßplatze, woselbst die Pferde aus Hunger die Rinden der den Platz umgebenden Bäume abfraßen; auf dem Thiermarkt hatten die Lanciers sich niedergelassen. Die Bürger thaten ihr Möglichstes, um das Loos der unglücklichen Soldaten, insbesondere der zahllosen Kranken, denen es an der Pflege und an den nothwendigsten Lebensmitteln gebrach, zu helfen. Sie warteten nicht ab, bis man ihre Hülfe in Anspruch nahm, sondern sie kamen aus freien Stücken. Dennoch konnten sie bei der unermeßlichen Ausdehnung, welche das Elend annahm, nicht verhüten, daß eine große Anzahl von Soldaten auf den Straßen und Plätzen mit dem Tode kämpften, ohne Hülfe zu finden. Wie es damals in den Straßen von Mainz zuging, mag uns ein Zeitgenosse berichten. „Die Menschenmasse," heißt es in der Röth'schen Chronik, „die alle Häuser und Straßen anfüllte, war unbeschreiblich; alle Straßen und Plätze waren mit todten Menschen und Pferden bedeckt; eine pestartige Krankheit kam unter Menschen und Vieh. Hier sah man die Soldaten in allen Straßen noch mit halbem Leben, von aller Hülfe verlassen, vom Hunger gepeinigt, unter dem freien Himmel, bei Kälte und Regen auf harten Steinen liegen und auf den Tod mit Sehnsucht harren; zu Hunderten starben sie täglich und lagen oft mehrere Tage unbegraben auf den Straßen."

Zur Vermehrung des Unglücks reichten die Vorräthe der Mainzer Magazine nicht aus, um die erschöpften Soldaten mit den nothwendigsten Lebensmitteln zu versehen. Bis in aller Eile das Fehlende herbeigeschafft wurde, mußten die todtmüden Soldaten bittern Hunger aushalten. „Die ausgehungerten Soldaten," so erzählt Röth, „standen hundertweis vor den Backhäusern und schrieen um Brod; die meisten bekamen keines. Es gab bei dieser Gelegenheit gewinnsüchtige Menschen — zur Schande der Menschheit sei es gesagt —, die das Brod bei den Bäckern um den ge=

wöhnlichen Preis einkauften und an die Soldaten den Laib Brod für zwei bis sechs Gulden verkauften. Mancher Familienvater konnte für seine Kinder in diesen Tagen sogar für theures Geld kein Brod herbeischaffen. Das Allertraurigste war für den Menschenfreund zu sehen, wie der Hunger Tausende und Tausende von armen kranken Soldaten aus ihren Hospitälern trieb, um Brod zu bekommen und ihr Leben zu retten, und nirgends war Hülfe." Ein Mainzer, welcher die Schlachten bei Leipzig und Hanau mitgemacht hatte, erzählt, daß die Mannschaft, zu der er gehörte, in den ersten drei Tagen nach der Ankunft in Mainz keinen Bissen Brod erhalten hat[1]). „Offiziere flehten um Gotteswillen um ein Stück Brod," erzählt Brühl.

In warmen Worten empfahl der Präfect im Auftrage des Kaisers durch einen Aufruf vom 2. November die der Ruhe bedürftigen Soldaten dem Wohlwollen der Bürgerschaft, die sie in's Quartier aufnehmen sollte. Auch ohne diese Mahnung hätten die allzeit mildherzigen Mainzer den Erschlafften gereicht, was diese bedurften. Dabei beließen sie es aber nicht. Sie nahmen sich auch der Verlassenen auf den Straßen an, indem sie Nahrungsmittel unter dieselben vertheilten. Wiederum, wie in den Oktobertagen, waren Frauen und Kinder bei den Werken der Barmherzigkeit thätig. Gleich in den ersten Tagen sammelten einzelne Bürger Geld, um im armen Klarenkloster Suppe für die Soldaten kochen zu lassen. Inzwischen sorgten die Beamten der Civilverwaltung für Herbeischaffung der nothwendigsten Lebensmittel, die ausreichen mußten, bis das Militär seine Requisitionen in großem Stile vollendet hatte. Es ward übrigens Denen, welche Lebensmittel und Fourrage nach Mainz schaffen sollten, der Weg bis dahin sauer gemacht. Nicht blos die gemeinen Soldaten, sondern auch die Offiziere, selbst die höchsten Chargen, fielen in der Noth über die für Mainz bestimmten Sendungen her. So war Berthier

1) Bockenheimer, l. c. S. 38.

genöthigt, am 3. November die schärfsten Strafandrohungen gegen Diejenigen zu erlassen, welche die Pferde-Fourrage auf den Poststationen zu plündern sich noch ferner unterfingen. Napoleons eigener Marstall mußte unter solchen Räubereien Noth leiden. Endlich erließ Marschall Marmont am 12. November noch einen scharfen Befehl, um den Plündereien Einhalt zu gebieten. Ueberall vermißte man die Fürsorge der Militärverwaltungsbeamten; waren sie vor dem Eintritt der Katastrophe nachlässig gewesen, so erwiesen sie sich im Augenblicke der höchsten Noth als unzuverlässig und kopflos[1]).

Unterdessen verließ der Kaiser während seines fünftägigen Aufenthaltes in Mainz kaum einmal das Deutsche Haus und war nur für die Personen seiner engsten Umgebung zu sprechen. Hätte er beabsichtigt, sich dem Anblicke seiner in jedem Betreffe unglücklichen Soldaten zu entziehen, so würde dies erfolglos gewesen sein; unwillkürlich drängte sich ihm das Bild ihrer Lage auf. Die Fenster seines Palastes zeigten ihm auf dem Schloßplatze und in dem gegenüber gelegenen ehemaligen kurfürstlichen Schlosse das menschliche Elend in so grauenhafter Gestalt, daß der äußerste Grad der Herzlosigkeit und Unmenschlichkeit dazu gehört hätte, um gleichgültig zu bleiben. Griff er nun auch nicht persönlich ein, um die Noth seiner Leute zu lindern, so ließ er es wenigstens nicht an entsprechenden Weisungen und Anordnungen fehlen. Auf seine Anregung richtete der General-Intendant Marchand die Räumlichkeiten des Freihafens, die etwa 3000 Mann fassen konnten, für die Kranken ein; auf sein Betreiben wurden Braukessel herbeigeschafft, um darin Suppen zu bereiten; auf seinen Befehl mußten die Aerzte und Chirurgen

1) Zu spät erkannte Napoleon die Unfähigkeit des obersten Leiters der Militärverwaltung. Am 20. November entließ er den General Lacuée, Graf von Cessac, unter Bewilligung einer reichen Dotation. An dessen Stelle trat der bisherige Director der großen Armee, Graf Daru. Vergl. Correspond. XXVI. 525, 526.

Tag und Nacht in den Spitälern zubringen[1]). Seine Hauptthätigkeit war aber auf einen anderen Gegenstand als auf die Nothlage seiner ihn umgebenden Armee gerichtet. Im Geiste sah sich schon der Kaiser an der Spitze einer neuen Armee, mit deren Hülfe er die erlittene Niederlage wieder gut machte. Auf die durch die Lässigkeit der Verfolgung bekundete Uneinigkeit im Lager seiner Feinde bauend, hoffte er, Zeit genug zu haben, um eine neue Armee aufzustellen. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit und Sicherheit entwarf er inmitten des allgemeinen Jammers die Grundzüge zu einer Reorganisation seiner Armee mit allen Einzelheiten, deren Vollzug sofort in Angriff genommen wurde. Zu gleicher Zeit traf er alle Anordnungen, um sich die für die Ausführung seiner Pläne erforderlichen Geldmittel zu sichern. Durch nichts ließ er sich in seiner Arbeit stören, da es ihm galt, erst dann nach der Hauptstadt des Reiches zurückzukehren, wenn an den getroffenen Anordnungen nicht mehr gerüttelt werden konnte. Absichtlich verzögerte er darum seine Abreise von Mainz, zu welchem Behufe er zunächst die Vollmachten der Regentin verlängerte. Es hat auch hier nicht an Stimmen gefehlt, welche ihn auf eine andere Bahn lenken wollten. In den abendlichen Unterhaltungen mit seinen Marschällen in Mainz mußte er hören, wie selbst in diesen Kreisen der baldige Abschluß eines Friedens gewünscht wurde. Wie man in Paris dachte, blieb ihm ebensowenig ein Geheimniß. Das war Alles vergebens. Er wollte keinen Frieden, und darum hatte er nur noch das einzige Trachten, daß er bei seiner Ankunft in Paris eine seinen Plänen entsprechende Stimmung träfe. Gleich nach seinem Einzuge in Mainz schrieb er an Cambacérès, um diesen anzuweisen, daß er den kleinmüthigen (pusillanimes) Staatsräthen und Senatoren Muth einflöße, da seine Infanterie, Cavallerie und Artillerie den gleichen Truppengattungen der Feinde weit überlegen seien. Wäre er in

1) Correspond. XXVI. p. 479.

Paris, so schrieb er weiter, so würde man ihn ruhiger finden, als zu irgend einer anderen Zeit seines Lebens[1]). Dabei hatte er nichts Eiligeres zu thun, als eine eben erschienene Darstellung der Schlacht bei Leipzig von Fürst Schwarzenberg mit Anmerkungen und Widerlegungen zu versehen, welche mit dem Texte des Obergenerals der Verbündeten demnächst im Moniteur zum Abdrucke kommen sollten, was aber doch unterblieb. In ähnlichem Sinne wie an den Erzkanzler, schrieb er an seinen Polizei-Minister Savary, Herzog von Rovigo, dem er rund heraus sagte, die Aufregung in Paris komme ihm zum Lachen vor. (vos alarmes et votre peur à Paris me font rire.) Auch hier, wie in einer Reihe anderer Briefe, sehen wir die Bemühungen des Kaisers, den einflußreichsten Persönlichkeiten die Ueberzeugung beizubringen, daß er in kürzester Frist, Dank der unerreichten Vortrefflichkeit seiner Infanterie, Cavallerie und Artillerie, die Feinde schlagen werde. Hierher gehört ferner die bereits erwähnte Anordnung der Festlichkeiten in Paris bei Gelegenheit der Ueberreichung der Fahnen an die Kaiserin. Die gewünschte Stimmung war aber auf diese Weise nicht zu erzielen. Selbst in den Kreisen der treuesten Anhänger des Kaisers fehlte der Glaube an das Glück, das so lange seine Unternehmungen begleitet hatte, während Napoleon selbst voller Verblendung auf eine günstige Wendung der Geschicke rechnete und die Lehren in den Wind schlug, welche er aus den entsetzlichen Niederlagen der letzten Feldzüge hätte ziehen sollen.

Unter den in Mainz getroffenen Anordnungen Napoleons ist die wichtigste diejenige, welche die Regelung der Vertheidigung der Rheingrenze gegen einen drohenden Einfall der Verbündeten bezweckte. Längs des Rheinstromes nämlich stellte der Kaiser drei Armeen auf; auf der Strecke von Hüningen bis Landau hatte Marschall Victor, Herzog von Belluno, auf der Strecke von

---

1) Correspond. l. c. p. 462.

Landau bis Coblenz Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, auf der Strecke von Coblenz bis Zwoll Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, den Oberfehl. In Mainz war das Hauptquartier Marmonts, der den nach Metz berufenen Marschall Kellermann ersetzte. Unter Marmonts Commando standen von da an das von Bertrand bisher commandirte 4. Corps, ferner die zu je einer Division herabgeschmolzenen Corps Nr. 3, 5 und 6, die Reste des 2. Corps und entsprechende Cavallerie unter Milhaud, Doumerc und unter dem Herzoge von Padua. Das 4. Corps, bestehend aus den Divisionen Morand, Guilleminot, Durutte und Semelé mit entsprechender Artillerie und Cavallerie, letztere unter dem Commando von Lefebvre-Desnouettes, bestimmte Napoleon als die Avant-Garde für den nächsten Feldzug und ließ dasselbe demgemäß auf dem rechten Rheinufer zurück; dort sollte es sich entweder zwischen Hattersheim und Weilbach, oder zwischen Hochheim und Biebrich verschanzen; es wurde dem Corps aber nicht die Zeit gelassen zu den erforderlichen Arbeiten, und so blieb es zwischen Hochheim und Kastel, bis es, wie wir gleich hören werden, aus ersterem Orte vertrieben wurde. Marmonts andere Truppen waren der Art vertheilt, daß General Albert mit dem 5. Corps in Ingelheim, Lagrange mit dem 3. Corps in Oppenheim, Riccard mit dem 6. Corps in Bechtheim, Durutte[1]) mit dem 2. Corps in Worms sich aufstellten; die Reste der 4 Regimenter Ehrengarde wachten auf der Strecke von Worms nach Straßburg, Doumerc auf dem Hunsrück, der Herzog von Padua bei Andernach. Auf

1) Die Divisionäre, die hier genannt werden, waren den verschiedensten Corps entnommen; so gehörten ursprünglich Lagrange dem 1., Albert und Riccard dem 2., Durutte dem 7., Guilleminot dem 12. Corps an. S. Fain, Manuscrit de 1813. I. p. 330, 331. Guilleminot wurde durch Dekret vom 19. November 1813 in den Reichsgrafenstand erhoben. Zu jener Zeit bekleidete er in Mainz die Stelle eines Vorsitzenden der Einquartierungs-Commission.

der Strecke von Mainz bis Wesel sollten noch 52 Cohorten von Bürgerwehr, cohortes urbaines, die im Oktober vom Kriegsminister aufgestellt worden, den Rhein hüten. Daß man hierzu die Bewohner unseres Departements nicht verwenden wollte, ist bereits berichtet worden. Kaum war Napoleon aus Mainz abgereist, so ergaben sich schon Aenderungen in der von ihm beliebten Anordnung. Am 9. November rückten nämlich die Oesterreicher gegen Hochheim, Graf Giulay griff die in Hochheim aufgestellten Truppen an, während Graf Bubna und Fürst Aloys Lichtenstein über die zwischen Hochheim und Kastel postirten Franzosen herfielen. Die Franzosen mußten die bei Hochheim begonnenen Verschanzungen aufgeben und zogen sich nach Kastel zurück [1]). Französische Blätter stempelten diesen Rückzug zu einem Sieg über die Deutschen, während der Kaiser auf einen von Marmont erstatteten Bericht den Vorfall für höchst ärgerlich, très fâcheux, erachtete. In Folge dieses Rückzugs verminderte Napoleon am 12. November das Corps von Bertrand; für Kastel genügten zwei Divisionen; die zur Unterstützung Bertrands bisher bei Mainz zurückbehaltene alte Garde rückte nach der Saar, die junge Garde theils gegen Bingen, theils gegen Kaiserslautern, die Cavallerie nach Kreuznach. Marmont gab dann später noch das 2. Corps und Milhauds Cavallerie an den Marschall Victor und das 5. Corps nebst der Cavallerie des Herzogs von Padua an den Marschall Macdonald ab. Noch ist beizufügen, daß das 4. Corps seinen bisherigen Commandanten verlor, als der Kaiser denselben an Durocs Stelle zum grand maréchal du palais ernannte; an seine Stelle trat Graf Morand, den wir später noch als Gouverneur von Mainz werden kennen lernen.

Nach diesen militärischen Anordnungen war der eine Theil der Aufgabe erfüllt, die sich Napoleon bei seinem Einzuge in

---

1) Ueber die Vorgänge bei Hochheim s. eine Notiz im Rheinischen Antiquarius II. Abth. Bd. 15. S. 522.

Mainz gestellt hatte; es bleibt nun noch zu erörtern, wie er dem anderen Theile gerecht wurde. „Ich will suchen," so schrieb er am 3. November von Mainz aus an Cambacérès, „die Armee zu sammeln, ihr Ruhe zu verschaffen und sie zu organisiren." Das war die ganze Aufgabe. Wenn jemals Truppen der Ruhe und Schonung bedurften, so waren es die in den ersten Novembertagen nach Mainz geflüchteten Reste der großen französischen Armee. An die Körperkräfte der französischen Soldaten waren in den letzten Monaten Anforderungen gestellt worden, denen nur ein Theil derselben gewachsen war. Zu der hierdurch erzeugten Abspannung und Erschlaffung gesellte sich unter dem Eindrucke schwerer Niederlagen und bei dem Mangel ausreichender Fürsorge für die zahllosen Kranken und Verwundeten eine bedenkliche Niedergeschlagenheit der Gemüther, die wiederum die Leistungsfähigkeit der Soldaten bedeutend herabminderte. Waren nun bei dem Einzuge der Armee in Mainz die hier herrschenden Zustände nicht geeignet, den Soldaten eine Ausgleichung für die bisher überstandenen Mühen, Leiden und Entbehrungen zu bieten, so ward vollends die Möglichkeit einer Erholung ausgeschlossen durch die Art und Weise, wie Napoleon die Reorganisationsarbeit anfaßte und durchführte. In kürzester Frist marschirten die einzelnen Theile der noch vorhandenen Armee nach den ihnen angewiesenen Plätzen, woselbst ihres Bleibens auch nicht lange sein konnte. Den in Mainz vorerst zurückbehaltenen Theil der Truppen brauchten die Abziehenden um seine Ruhe nicht zu beneiden. Wußte doch mancher Soldat, der heute hinter Mauern und Wänden geborgen schien, noch nicht, wo er morgen sein Haupt niederlegen würde. Aus den Kirchen, Kasernen, öffentlichen Gebäuden und aus den Privathäusern vertrieb gar bald das Umsichgreifen der furchtbaren, später noch zu schildernden Krankheit die gesunde, vor der Gefahr der Ansteckung besorgte Mannschaft. Aus den großen Lagerstätten der Truppen wurden erst Spitäler und dann Proviantmagazine, ja dem Dom war es beschieden,

eine Zeit lang als Stall zu dienen. Von dem Augenblicke an, als die Epidemie in die Bürgerhäuser einzog, war auch in diesen Lokalen keine Rast für das Militär mehr. Es verging eine gute Zeit bis durch Errichtung von größeren Spitälern Platz für die gesunde Mannschaft gewonnen wurde, und damit etwas Ordnung in der Verpflegung der Mannschaft eintrat. Bis dahin suchten sich die Soldaten auf eigene Faust Quartiere auf. So verließ z. B. das in einer Kaserne untergebrachte 13. Regiment am 8. November die Stadt und zog ohne weitere Anfrage nach Kastel, wobei es die Kranken ohne Pflege und Aufsicht zurückließ. Ueber die bei den Bürgern untergebrachten Soldaten gab es ohnehin keine Controle. Es war etwas Gewöhnliches, daß Soldaten, die sich in einem Hause wohl fühlten, noch eine Reihe Kameraden mitbrachten, die so lange blieben, als sie entsprechende Pflege fanden. Dagegen fiel auch den Quartiergebern nichts ein, wenn der eine oder der andere der Soldaten eines Tages nicht mehr in's Quartier zurückkehrte. So kam es im Anfange vor, daß Soldaten die Stadt verließen und auf benachbarten Orten Herberge suchten. Auch ist nicht zu übersehen, daß damals die Desertion, namentlich der Nichtfranzosen, stark überhand nahm[1]).

Hiernach ist die Beantwortung der Frage, ob und wie Napoleon den Ansprüchen seiner Soldaten auf Ruhe gerecht wurde, eine leichte. Er hatte keine Aufmerksamkeit hierauf, weil weittragende Pläne für die Zukunft seinen Blick von den augenblicklich ihn umgebenden Verhältnissen ablenkten.

Wie die Dinge am 7. November lagen, in dem Augenblicke als Napoleon in aller Stille Mainz verließ, um nie mehr dahin zurückzukehren, erinnerte die traurige Lage der Armee nur

1) **Pertz**, Gneisenau III. S. 563, ferner Marmonts Brief an Berthier vom 7. Januar 1814 im Anhange zum 19. Buch der Denkwürdigkeiten Marmonts.

allzusehr an jenen Augenblick, als der Kaiser in Smorgoni sich heimlich von seinen Soldaten entfernte. Wie damals, so standen auch jetzt die Führer rathlos vor einem unübersehbaren Elende; wie in Rußland von Stunde zu Stunde die Reihen sich lichteten, selbst wenn der Feind nicht zu sehen war, so fielen in Mainz stündlich die Opfer der Ueberanstrengung, des Hungers und der Kriegspest. Nicht die bis nach Kastel schwärmenden Kosaken, der Schrecken der Franzosen seit dem russischen Feldzuge, brachten die jetzt verantwortlichen Leiter der Dinge außer Fassung, sondern das Gefühl, daß alle Anordnungen zur Herstellung besserer Zustände nichts fruchteten. Was nutzten alle Befehle, wo Keiner wußte, ob er den nächsten Tag noch erleben werde? Wo wäre der Kopf gewesen, der überall die rechten Anordnungen zu treffen vermocht hätte? Gesetzt auch, die Oberen hätten immer Raths gewußt, wie stand es da mit den Untergebenen, die, in unmittelbarster Berührung mit dem Elende, entweder den Kopf verloren oder nur an sich dachten? Tag für Tag verging, und immer noch war ein Chaos zu überwinden, während die Kräfte zur Bewältigung der Arbeit sich minderten.

Marschall Marmont, dem nach Napoleons Abreise die oberste Leitung der militärischen Dinge hier und in der Umgegend zufiel, hätte bei dem besten Willen nicht rasch Ordnung in die verworrenen Verhältnisse in Mainz bringen können. Es war aber die Zeit, welche der Marschall in Mainz zuzubringen hatte, kurz bemessen; die Nähe des Feindes, dessen Pläne der Marschall sich anders vorstellte, als sein Kaiser, trieb den Ersteren bald aus Mainz. Bei der gegebenen Sachlage war sein erstes Augenmerk selbstverständlich auf die Organisation der ihm nunmehr unterstellten Corps und auf Sicherstellung des seinem Commando unterworfenen Theiles der Rheingrenze gerichtet. Nachdem die ihm zugewiesenen Divisionen aus den bisherigen Corpsverbänden losgelöst und durch Rekruten verstärkt worden waren, betrieb Marmont die Entfernung aller entbehrlichen Truppen aus Mainz.

Erst dann ließ sich Raum zum Unterbringen der Truppen und zur Verpflegung der Kranken schaffen. Daneben betrieb der Marschall nach Napoleons Weisung die Verproviantirung und Armirung der Festung.

Bereits unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig war, wie bereits gesagt, des Kaisers Befehl wegen der Verproviantirung von Mainz hierher gelangt. Nach gewohnter Weise wollte das Militär die erforderlichen Proviantartikel auf dem Wege der Requisition aus den Departementen zwischen Rhein und Mosel herbeischaffen. Diesem Beginnen suchte der Präfekt Jeanbon-St. André Einhalt zu thun, indem er dem Marschall Kellermann entsprechende Vorstellungen machte, wobei er besonders darauf hinwies, daß man im gegebenen Augenblick die Gefühle der Bevölkerung schonen müsse, während das beabsichtigte Vorgehen des Militärs bei den Einwohnern den Eindruck machen würde, als behandle man ihr Land wie Feindesland. Auch darauf machte der Präfekt aufmerksam, daß auf dem Wege der Requisitionen vieles Geld nutzlos würde verschleudert werden. Sein Gegenvorschlag ging dahin, das Militär möge mit einigen tüchtigen, zuverlässigen Kaufleuten in Unterhandlung treten und diesen die Lieferungen übertragen. Kaum hatte sein Vorschlag die Billigung des Militärs gefunden, als der Einzug der geschlagenen Armee in Mainz den Fortgang der Verhandlungen hemmte. Immer bereit die Thätigkeit der Militärbehörden zu unterstützen, waren die Beamten der Civiladministration unermüdlich thätig in der ersten Fürsorge für die hungernden Soldaten, indem sie in aller Eile die Errichtung und Versorgung von Magazinen betrieben. So gab es Magazine für Getreide und Brod (z. B. in Mainz, Oppenheim, Alzey, Worms, Speier, Zweibrücken) und für Fleisch. Den letzteren Artikel anlangend, so kam ein Vertrag mit dem Mainzer Metzgermeister Balthasar Opel zu Stande, wonach derselbe es unternahm, vom 16. November ab in den Bezirken der 5., 25. und 26. Militär-Divisionen an 18 Plätzen Fleischlager zu unterhalten.

Der Weg der Requisitionen ward durch die Ereignisse unumgänglich nothwendig; die Militärverwaltung stellte zwar die Bezahlung der in dem Departement vom Donnersberg und in den benachbarten Verwaltungs-Bezirken aufgetriebenen, zur Versorgung der Magazine an der Militärstraße oder zur Verproviantirung von Mainz bestimmten Artikel in Aussicht, allein zur Verwirklichung kamen diese Versprechungen nicht. Es ist kein geringer Verlust, den die ohnehin schwer heimgesuchten Gemeinden hierbei erlitten haben. Wer einen Einblick in diese Verhältnisse gewinnen will, muß die Protokolle der Verhandlungen der einzelnen Gemeinden durchlesen; überall begegnet man den Anforderungszetteln für Korn, Gerste, Hafer und dgl. Dabei war das Anfahren der requirirten Früchte an die Magazine noch zu besorgen, wodurch die arbeitsfähige Mannschaft der Ortschaften mit Pferden und Geschirr nicht selten wochenlang in Anspruch genommen wurde. Auch dafür gab es keine Vergütung, vielmehr waren die Familien froh, wenn sie ihre Angehörigen wieder gesund in ihre Mitte zurückkehren sahen. War man vor dem Rückzuge mit dem Herbeischaffen des Nöthigsten säumig gewesen, so ging es nachher um so rascher, da nicht abzusehen war, wie lange der Feind noch Zeit zum Herbeischleppen der nothwendigsten Gegenstände lassen würde. Auch Napoleon ließ es an Drängen nicht fehlen. Am 12. November verlangte er von Marmont telegraphische Antwort darüber, ob die Verproviantirung von Mainz und die Armirung der Festung Fortschritte machten, wobei er dem Marschall die Beschleunigung dieser Maßregeln mit allen möglichen Mitteln anempfahl [1]). Am 22. November kam der Kaiser noch einmal auf denselben Gegenstand zurück. Im Gegensatze zur Ansicht des Marschalls hielt er die Herbeischaffung von Mehl — nicht von Getreide — für nothwendig. Dabei verlangte der Kaiser Auskunft über die beiden Militär-Bäckereien in Mainz. Die kleinere

1) Correspond. l. c. p. 495.

derselben sollte, nach dem Befehle des Kaisers, vergrößert und auf 7—8 Backöfen gebracht werden, während die größere in solchen Betrieb zu setzen war, daß sie täglich 100 000 Rationen Brod herstellen könnte[1]). Als Antwort hierauf berichtete Marmont unterm 27. November, daß die Verproviantirung von Mainz gut vorangehe; es seien bereits 40 000 Centner Getreide und Mehl eingegangen. Die Mühlen seien in bestem Zustande; 800 Centner würden täglich als Ueberschuß über den Verbrauch in die Magazine geschafft; für Schlachtvieh sei gesorgt, indem 2000 Ochsen beigetrieben worden seien.

Diese von Marmont erwähnten 2000 Stück Ochsen waren einstweilen in den um Mainz herumgelegenen Orten eingestellt. Als der Feind sich der Stadt näherte, schaffte das Militär die Ochsen in den Dom; war schon die Kälte und Feuchtigkeit in dieser Kirche dem Vieh verderblich, so war die Behandlung, die man demselben zu theil werden ließ, noch mehr geeignet, den Untergang dieses kostbarsten Proviantes zu beschleunigen. Man führte nämlich die Ochsen auf das Eis am Ufer des Rheines zur Tränke und ließ es vielfach dem Vieh an genügendem Futter fehlen. Es riß eine Viehseuche ein, die zum raschen Tödten der noch nicht erkrankten Thiere nöthigte. Allein hierdurch noch nicht gebessert, unterließen die Militärbeamten die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln, um den Verderb des eingesalzenen Fleisches zu verhindern. Als nach dem Einzuge der Deutschen die Stadtärzte Itstein, Pizzala, Westhofen und Wittmann den Fleischvorrath des Militärs in den Kellern des ehemaligen Bandhauses untersuchten, war das Fleisch durchaus verdorben und hatte einen aasartigen Geruch, so daß die Aerzte den Antrag stellten, man möge die Vorräthe entweder in den Rhein werfen oder vergraben. Nicht minder unvorsichtig ging man mit dem Getreide um; es fehlte an geeigneten Fruchtmagazinen, weßhalb einfach die Kirchen

1) Correspond. l. c. 540, 541.

aushelfen mußten, woselbst ein guter Theil verdarb. Die Hülsenfrüchte lieferte man an die Soldaten aus, welche sie nicht kochen konnten und auf die Straßen warfen, die zu Zeiten damit förmlich besäet waren.

Auch hier zeigte sich, daß die Militärbeamten der schweren Aufgabe, die in jener Zeit an sie gestellt wurde, nicht gerecht werden konnten und daß sie, nachdem einmal die Dinge ihnen über den Kopf gewachsen waren, in größter Sorglosigkeit Alles gehen ließen, wie es sich fügte.

Den Bürgern verkündete man durch Trommelschlag, daß sie sich für die Dauer von acht Monaten mit Proviant zu versehen hätten, was leichter anzuordnen als zu vollziehen war. Wenn schon das Militär, unter Aufgebot aller den Verwaltungsbehörden zu Gebot stehender Mittel, kaum im Stande war, die nothwendigsten Gegenstände in entsprechenden Mengen aufzutreiben, so hatten die Bürger mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Durch die Anforderungen der Garnison waren die Preise der Lebensmittel stark in die Höhe gegangen, während zur Zahlung hoher Preise die Mittel fehlten in Folge der Verdienstlosigkeit, unter welcher die Mehrzahl der Mainzer seit dem letzten Kriege zu leiden hatte. Von dem mühsam Herbeigetragenen gaben demnächst die Bürger theils freiwillig, theils auf Requisition der Behörden noch ein gutes Stück her.

In jener Zeit, in welcher die Garnison und die Bürgerschaft im Hinblick auf eine drohende Belagerung zum Herbeischaffen von Lebensmitteln veranlaßt wurden, litt die Garnison sowohl wie die Bürgerschaft unter dem Drucke eines Schicksals, neben welchem die Besorgniß vor kriegerischen Verwickelungen vorerst nicht aufkommen konnte. Auch dieses Schicksal, das mit dem Rückzuge der Truppen nach Mainz zusammenhing, würde ohne die Sorglosigkeit der Militärbeamten nicht die Ausdehnung erreicht haben, die zum Unglücke für die Stadt demnächst sich einstellte. Das Schicksal, dessen wir hier zu gedenken haben, ist die

Kriegspest. Da sie nicht hier zur Entstehung gekommen, sondern eingeschleppt worden ist, so dürfte ein Hinweis auf deren Ursprung nicht ohne Bedeutung sein. Die Anfänge des damals s. g. Typhus bellicus fallen in die Zeit des Rückzugs der französischen Armee aus Rußland, als die Trümmer der ehemals so stolzen Armee, von Hunger, Frost und Noth jeglicher Art gequält, an den preußischen Grenzen erschienen. »Nous pourissons vivants«, klagten die Franzosen, aus deren Reihen ein widerlicher, unausstehlicher Geruch sich entwickelte. „Mehr Todten als Lebenden gleichend," sagt Hufeland[1]), „auf's Aeußerste entkräftet, abgezehrt, den Schrecken Gottes auf den Gesichtern, und mehr noch im Innern tragend, physisch und moralisch erstorben, zum Theil mit erfrorenen Gliedern, so erschienen die vormaligen Weltüberwinder zuerst in Litthauen und Schlesien. Noch nie hatte die Welt ein solches Uebermaß menschlichen Elends auf einen Punkt zusammengedrängt gesehen, und noch nie sahen wir es in so schrecklichen Wirkungen dargestellt. Nicht Krankheit — dieser Ausdruck ist zu schwach — das letzte Seufzen der zu Tode geängstigten und gequälten menschlichen Natur war es, was wir bei den Meisten sahen. Sie sanken darnieder mit allgemeinem Zittern, gänzlicher Erschöpfung der Kräfte, Zerrüttung des Geistes und des Nervensystems, Abgestorbenheit der Haut, Fieber, Petechien, colliquativer Diarrhoe. Sehr Viele wurden ein Raub des Todes, die meisten der übriggebliebenen trugen langwierige Kränklichkeiten davon, und gewiß ist keiner von denen, die Moskau brennen sahen, zurückgekehrt, ohne den Keim des Todes in seinem Innern oder wenigstens ein lebenslängliches Andenken jener schrecklichen Tage in seinem Physischen davon getragen zu haben. In ihnen erzeugte sich, von ihnen ging zuerst aus das Gift, was nachher so große Verwüstungen unter uns anrichtete und dessen Wirkung

1) In dem Artikel über die Kriegspest im 38. Bande seines Journals, Stück 6. S. 1—136.

jene epidemische Krankheit war, von welcher hier die Rede ist. . . Am meisten wurden die Militärstraßen und die Gegenden, welche lange der Schauplatz des Krieges oder einer Belagerung waren, davon heimgesucht. Am meisten litten die Hauptstädte Berlin, Königsberg und Breslau, so daß in der Höhe der Krankheit die Sterblichkeit derselben um das Doppelte, ja in Breslau noch mehr, erhöht wurde. Aus unserem Lande zog die Krankheit mit dem Kriege weiter, erst nach Sachsen, das durch die da concentrirten Drangsale des Krieges ein fruchtbarer, neuer Heerd für ihre Reproduction wurde, und von da an den Rhein. Im Oktober erschien sie in Hanau und den Rheingegenden. Erst im Dezember in Süddeutschland, im Württembergischen und auch hier zuerst in dem nördlichen Theile und dann erst im südlichen, zum deutlichen Beweise des Fortgangs durch Ansteckung." Neue Nahrung erhielt die Epidemie, wie dies vorstehend schon angedeutet wurde, durch das Zusammenziehen so großer Truppenkörper in Sachsen seit dem Frühjahre 1813. Im Ganzen schätzt man die am Kriegstyphus in Dresden verstorbenen Soldaten und Bürger auf 30 000 Personen. Diese Ziffer bleibt noch weit hinter der Zahl der im Jahre 1813 in den Leipziger Spitälern an Wunden, Kriegstyphus und anderen Krankheiten verstorbenen französischen Soldaten, die auf 80 000 berechnet werden. Die ganze Heerstraße von Leipzig nach Mainz wurde in entsprechender Weise heimgesucht. „Es konnte," so berichtet ein Militär aus den Reihen der Verfolger der geschlagenen Armee, „nichts Unangenehmeres und Ekelhafteres geben, als der französischen Armee auf dem Fuße zu folgen; längs der großen Straße lagen Leichen oder im Sterben begriffene Menschen; die Gefangenen, die man einbrachte, trugen den Tod in den Gesichtern; kurz man konnte nicht ohne Ekel daran denken, daß man vielleicht auf demselben Stroh schlafen sollte, als diese Nervenfieber-Armee, welche noch überdies auf der Straße, welche sie marschirte, die Einwohner angesteckt und Alles, was an Lebensmitteln vorhanden war, aufgezehrt

hatte." Verfolgen wir den Weg von Hanau nach Mainz, so sehen wir auch hier die entsetzlichen Spuren der Krankheit; Soldaten und Fuhrwerke gingen über Menschenleichen hinaus. In Hanau herrschte seit den Kämpfen in Sachsen der Typhus der Art, daß dort ein zweites Militärlazareth angelegt werden mußte. Diese Spitäler waren nach der Schlacht bei Leipzig kaum entleert, als der Rückzug der Franzosen auf der sächsischen Heerstraße, die gleich bei Hanau herzieht, erfolgte. „Die Ankunft der bayerisch-österreichischen Truppen über Aschaffenburg," so schreibt Dr. Kopp aus Hanau[1]), „hatte ein zwei Tage dauerndes Gefecht zur Folge, in welchem die Stadt erobert und wieder gestürmt, mit Haubitz-Granaten beschossen, durch Brand, Plünderung und andere Drangsale des Krieges geängstigt wurde. Eine Menge Gefangene, durch Strapazen, Hunger, ekelhafte Nahrung und Blöße schon vor ihrer Gefangennehmung zum fruchtbaren Boden üppig wuchernder Krankheitsbildungen bearbeitet, wurde in die Stadt gebracht. Aber schon während der Schlacht hatte sich darin ein Corps der französischen Armee ausgebreitet, das den Keim der Ansteckung aus Sachsen bereits mit sich brachte; denn die Gegend von Dresden konnte als der große Heerd angesehen werden, wobei einer ungeheuern Menschenmasse sehr verschiedener Nationen durch die Concurrenz so vieler ungewöhnlicher Momente die Fruchtbarkeit für pestartige Krankheiten ungemein groß werden mußte. Hierzu kam noch, daß viele Einwohner aus der niedrigsten Klasse auf dem Wahlplatze Beute machten. Tornister und Effekten der Todten wurden eingebracht und benutzt. Bei dem Begraben der Todten geriethen die Kleidungen derselben in die Hände ihrer Beerdiger und durch sie in ihre Familien, den ärmsten in der Stadt und in den benachbarten

1) Siehe dessen „Beobachtungen über den ansteckenden Typhus, welcher im Jahre 1813/14 epidemisch war," in Hufelands Journal Band 38, 5. Stück, Seite 1—40.

Dörfern.“ Nach demselben Berichte starben in Hanau vom 26. Oktober 1813 bis 1. März 1814 613 Personen, gegen 125 in guten Jahren in derselben Periode.

Das Departement Aschaffenburg war nach der Schlacht bei Lützen mit 800 blessirten und kranken Soldaten in Folge der angeordneten Evacuation heimgesucht worden. Für die schwer Erkrankten errichtete die Regierung ein Lazareth in Schmerlenbach, woselbst von da an das Fleckenfieber sich entwickelte, der Art, daß bis Ende 1813 nur wenige Ortschaften des Departements Aschaffenburg von der Seuche befreit blieben [1]). Auch das benachbarte Frankfurt mußte im Jahre 1813 sein Garnisonslazareth vergrößern; zählte man doch bereits in der zweiten Hälfte des Monats Mai daselbst 7000 kranke und verwundete Soldaten. Als an zwei aufeinanderfolgenden Tagen (21. und 22. September) große Krankentransporte ankamen — am 22. September allein 3000 —, mußte ein großer Theil derselben bei den Bürgern einquartiert werden. Von da ab begann der unter den Soldaten bereits längst ausgebrochene Kriegstyphus sich auch unter den Einwohnern zu verbreiten [2]). Zum Glück für die Stadt kamen die Franzosen auf dem Rückzuge von Leipzig nicht in dieselbe, vielmehr defilirten die meisten Truppen um die Stadt herum [3]).

Nach Mainz waren seit Anfang 1813 Kranke vom Kriegsschauplatze gebracht worden, und herrschte seitdem unter dem Militär der Typhus [4]); bei den Einwohnern trat die Krankheit in

---

1) S. die Berichte von Medizinalrath Dr. Reuß in dessen noch zu besprechendem Werke: „Wesen der Exantheme“ I. Theil, Das Fleckenfieber oder die Kriegspest, Aschaffenburg 1814.

2) S. Wilbrand, Die Kriegslazarethe von 1792—1815 und der Kriegstyphus zu Frankfurt a./M. Frankfurt a./M. 1884.

3) Chron. Tagebuch I, 169.

4) Nach einer Ankündigung des Maires Macké vom 13. April 1813 hatten um diese Zeit mehrere in das Militärhospital aufgenommenen Soldaten die Blattern hier eingeschleppt.

einzelnen Fällen auf, ohne einen besonders gefährlichen Charakter anzunehmen. Mit dem Ankommen der ersten Krankentransporte im Oktober nahm der Typhus bei den Soldaten immer mehr zu und entwickelte sich von nun an als Epidemie und kontagiöse Krankheit. Der Darstellung der Einzelheiten, auf welche demnächst noch näher einzugehen ist, mögen Schilderungen vorausgehen, die im Allgemeinen über den durch die Ausbreitung der Krankheit erzeugten Zustand der Dinge in Mainz Auskunft geben. Solche Berichte haben wir von französischen und deutschen Augenzeugen, denen wir hier, zur Fortsetzung der oben gegebenen Mittheilungen über die Ankunft der ersten Kranken in Mainz und über den Einzug der flüchtigen Armee, das Wort geben wollen. Zunächst verweisen wir bezüglich der Zeit vom 1. bis 20. November auf die »Sépulcres de la grande armée«, woselbst es folgendermaßen lautet: „Nichts war hier vorbereitet, um die vielen Tausende von Unglücklichen aufzunehmen, die lebendigen Gespenstern glichen und 14 Tage lang ohne Unterbrechung anlangten. Bald waren Spitäler, Kirchen, das Lyzeum und die Douane unzureichend, um die Kranken und Verwundeten zu fassen; man quartierte sie in die Privathäuser ein. 15 000 derselben fanden hier Obdach und wurden von den wackeren Einwohnern gut verpflegt. Allein noch immer kamen neue Schiffe mit Unglücklichen an; es war unmöglich, diese unterzubringen. Man sah 96 Stunden lang die Straßen mit Sterbenden angefüllt; sie gaben auf den Stufen vor den Hausthüren den Geist auf oder lagen an den Straßenpfeilern in Erwartung, daß ein Leichnam aus einem Hause getragen würde und sie dessen Stelle einnehmen könnten. Der Tod schwang seine Sichel allenthalben. Die Ruhr entkräftete Jeden; bald war die Stadt ein großer Kothhaufen. Die Luft war verpestet. Die fürchterliche Epidemie nahm in den Spitälern und in den Privathäusern immer mehr zu; die Einwohner wurden davon ergriffen. Täglich starb eine ungeheure Menschenzahl. Die Krankheit theilte sich ganzen Regimentern mit, die auf dem Paradeplatze und anderen

öffentlichen Plätzen im Koth bivouaquirten. Vom 7. bis 20. November starben täglich bis 500 Personen, worunter ein Achtel Bürger und sieben Achtel Militär. Unter den Letzteren waren viele Verwundete, die seit ihrer Abreise von Leipzig nicht verbunden worden waren; der Brand hatte sich in ihre Wunden gesetzt. Bald waren allenthalben Leichname zu sehen; die Einwohner warfen sie auf die Straßen; Niemand brachte sie weg; sie blieben oft vier Tage auf dem Pflaster liegen." Marschall Marmont gibt in dem 19. Buche seiner Denkwürdigkeiten folgende Schilderung der Vorgänge in Mainz: „Eine Armee, die nach außerordentlichen Anstrengungen in eine so große Unordnung gerathen, trägt den Keim der schlimmsten Epidemieen mit sich. Geschieht nichts, um den verhängnißvollen Anlagen zu Krankheiten zu begegnen, so treten die schrecklichsten Verwüstungen ein. Die vielen jungen, ausgehungerten und entmuthigten Soldaten wurden eine Beute der Geißel der Epidemie. Rasch stieg die Sterblichkeit in den in der Eile hergerichteten, von allen Mitteln entblößten Spitälern in solchem Maße, daß in einem Spitale — in der Douane — täglich 300 Menschen starben. Da der Schrecken unter die Aerzte und Angestellten der Spitäler fuhr, so stand zu befürchten, daß die Kranken jeder Hülfe entbehren würden. Um die Ordnung herzustellen, entschloß ich mich, selbst Alles zu leiten. Ich machte es mir zur Aufgabe, jeden Tag die Spitäler zu besuchen. Meine Gegenwart brachte die Aerzte zum Bewußtsein ihrer Pflicht, die zu erfüllen eine gewisse Scham sie nunmehr antrieb[1])." Nach einer kleinen Selbstberäucherung fährt Marmont also fort: „Ich will noch einige Mittheilungen machen über die Mainzer Epidemie des Jahres 1813, die 14 000 Soldaten und fast eine gleiche (!) Zahl von Bürgern (deren waren es in den Monaten November

1) Ueber die schlechte Behandlung der Kranken und die Sorglosigkeit der Aerzte s. einen beachtenswerthen Artikel in Nr. 34 der Mainzer Zeitung vom 21. Juli 1814.

und Dezember 1813 an 1200 und bis zum Erlöschen der Epidemie im Ganzen noch keine 3000) hinweggerafft hat. Meine Bemerkungen dürften leicht für ähnliche Lagen, die wieder eintreten können, von Bedeutung sein. Große Leiden und Hunger erzeugen im menschlichen Organismus ungefähr dieselben Wirkungen, wie die Furcht. Sie erschöpfen den Menschen und machen ihn für Ansteckung empfänglich. Die Ueberhäufung von Kranken in den Spitälern und der Mangel an Pflege erzeugten den Typhus, der unsere Soldaten nach Tausenden hinwegriß. Die Bewohner der Stadt Mainz und der Umgegend, welche das Weichbild nicht verlassen und bis dahin nichts zu ertragen gehabt hatten, fielen in Folge des Schreckens bei dem Anblick dieser Sterblichkeit, gleich den Soldaten, als Opfer der Krankheit. Die Offiziere der Armee anlangend, welche nicht, gleich den Bewohnern, von Schrecken erfaßt wurden und nicht die gleichen Anstrengungen, wie die Soldaten, durchgemacht hatten, wurden in geringerer Zahl von der Krankheit befallen.

Diese doppelte Betrachtung gab mir den Muth, dem Typhus zu trotzen und es gelang mir dies ungestraft.

Noch ist auf einen Punkt aufmerksam zu machen. Bei vielen Soldaten hatte es den Anschein, als wären ihnen die Füße erfroren, während doch der Thermometer niemals unter Nullpunkt fiel. Die Erschöpfung hatte den Extremitäten das Leben benommen. Die leblosen Fußzehen wurden brandig, gerade als wäre dies Folge einer starken Kälte."

Zuletzt sei noch des Berichtes eines Mainzer Arztes gedacht, der Folgendes mittheilte:

„Bis zum 15. November 1813 erschien der Typhus in Mainz nur einzeln bei den Bewohnern, von da an als Epidemie und kontagiöse Krankheit. Fürchterlich wüthete das Uebel schon damals in den Militärhospitälern und Kirchen, Ställen und Magazinen, in welchen man die kranken französischen Soldaten ohne Pflege, Nahrung und Wartung dem Elende preisgab. Blos die

Menschlichkeit der Bürger, die zusammenlegten, Suppen kochen ließen und selbst aus ihren Häusern, die Gefahr verachtend, Lebens- und Stärkungsmittel aller Art in diese verpesteten Räume brachten, verhütete den Hungerstod dieser Elenden, die sich einander durch Ansteckung die Vernichtung mittheilten, die auch zum Theil ihren Wohlthätern zum Lohne ward. Denn trotz aller Anstrengungen der thätigen Aerzte Wittmann, Renard, Westhofen, Burkard u. A., welche beständig in diesen Höhlen der Pest Räucherungen machen ließen, verbreitete sich die Ansteckung nur zu bald. Die Gegenden, wo sich solche Seuchenhäuser befanden, und die Straßen, durch welche sich die verlassenen Krieger dahinschleppen mußten, boten die ersten Spuren des ansteckenden Typhus dar. Dabei waren alle Straßen der Stadt mit Morast und faulendem Kothe von Menschen und Thieren bedeckt, die nach dem Rückzuge zu vielen Tausenden auf dem Pflaster bivouakirt hatten. Todte Menschen und Pferde lagen in den meisten Straßen an jedem Morgen, sterbende Thiere und Krieger schleppten sich, mit ihrer Auflösung kämpfend, von Thür zu Thür. Die Häuser waren furchtbar mit Einquartierung belegt, kein Wunder, wenn das Uebel schnell um sich griff, besonders da in den meisten Häusern der Stadt kranke Soldaten bei den gesunden und selbst bei den ärmeren Bewohnern in den Stuben lagen[1])."

Zu den Einzelheiten übergehend, so wurde bereits oben erwähnt, daß wegen Ueberfüllung des Militärhospitals die Kranken zunächst in die Kirchen untergebracht wurden. In aller Eile richtete man indessen Spitäler ein in dem Schlosse, in der Douane, im Osteiner Hofe, wohin die Mitglieder der Garde d'honneur gebracht wurden, im Lyzeum, in der ehemaligen Maurizenkirche, im Franziskanerkloster, in der Citadelle, in der rothen Kaserne, in dem Stadionerhofe, in dem ehemaligen Altmünsterkloster, im sog. Lappenhause. Je nach dem Fortgange der Einrichtungsarbeiten räumte die Militär-

1) Kopps Jahrb. VII.

verwaltung die Kirchen; doch lagen zu Ende November immer noch in St. Peter und St. Emmeran zusammen 250, in St. Ignaz 194 Kranke. Auch die Gänge in dem Seminar, in welches eines Tages sich etwa 400 Soldaten mit einer Schar von Offizieren auf eigene Faust einquartiert hatten, wurden so bald die Kranken nicht los, die nach dem Abzuge der gesunden Soldaten zurückgeblieben waren. Wie aus den Kirchen, so schaffte man, namentlich auf Betreiben des Präfekten, die kranken Soldaten aus den Bürgershäusern, was auch nicht zu rasch vollzogen wurde, indem zu Anfang Dezember noch 500—600 kranke Soldaten in den Bürgershäusern lagen.

Unter dem Einrichten von Spitälern verstand die Militärverwaltung eigentlich nur das Ueberlassen einer Reihe von Räumen in öffentlichen Häusern an die Kranken. Da der Vorrath von Betten nicht von Belang war, so konnten die Kranken froh sein, wenn sie Stroh zum Lagern antrafen. Damit hatte die Verwaltung ihre Schuldigkeit gethan; an ein Wechseln des Strohs dachte man selten, auch trat ein Zeitpunkt ein, in welchem das Stroh zum Wechseln ausging. Als die ärgste Unordnung schon hätte gehoben sein sollen, gebrach es immer noch an Bettzeug; es war zwar Leinwand requirirt worden, allein es fehlte am Personal, um dasselbe rasch genug zu verarbeiten. Um damit zum Ziele zu kommen, wendete sich der Maire Macké an die Mainzer Damen. „Drei bis vier Tausend Hemden, „so verkündigte ein Erlaß desselben vom 26. Dezember 1813, „sollen in kürzester Zeit für die hiesigen Militär-Spitäler verfertigt werden. Der Maire, durch viele Beweise von der Wohlthätigkeit der hiesigen Damen überzeugt, empfiehlt denselben dringendst durch Verfertigung dieser Hemden zur Erleichterung der kranken Vaterlandsvertheidiger mitzuwirken. Diejenigen Damen, welche eine gewisse Anzahl zur Verfertigung zu übernehmen gedenken, werden höflichst eingeladen, die zugeschnittenen Hemden auf der Mairie abholen zu lassen." So gewiß nun zu allen Zeiten auf den Wohlthätig-

keitssinn der Mainzer zu rechnen gewesen, so gewiß gab das Anrufen der Hülfe der Bürger in dem Maße und unter den Umständen, unter denen es geschah, kein gutes Zeugniß für die Thätigkeit der Verwaltungsbehörde ab. Hatte doch Jedermann sein Aeußerstes schon in den verflossenen Monaten aufgeboten, um da zu helfen, wo die Verwaltung hätte vorkehren und eingreifen müssen; hatte doch Jeder in seinem eigenen Hause genug zu sorgen für Gesunde und Kranke.

Die in den Spitälern aufgenommenen Soldaten entbehrten der Reinlichkeit, welchem Umstande zum guten Theile das Anwachsen der Epidemie zuzuschreiben war. Als z. B. das Spital im Schlosse kaum eingerichtet war, konnte ein kaiserlicher Beamter, der sich von dem Zustande desselben überzeugen wollte, nicht in die Krankenräume gelangen, „weil der Urin und der Koth die Treppen herabfloß[1]).“ Was man damals unter Reinigen verstand, das erfuhr eine Abtheilung Artillerie-Soldaten, der man auf Verlangen einen Saal in der Citadelle räumte und angeblich reinigte, und die dann in dem gereinigten Lokale noch fünf Leichen unter dem Stroh, „gleichsam wie Späne, die man unbeachtet läßt,“ vorfand[2]). Die Militär-Aerzte Perci und Laurent haben uns ein schauriges Bild der Unreinlichkeit der Spital-Räume hinterlassen. „Bei Besuchung der Spitäler,“ so sagen sie, „fanden wir den Dunst in denselben so stark und so fauligt, daß wir uns schnell zurückziehen mußten, um nicht ohnmächtig zu werden. In jedem Bette lagen zwei Mann beisammen, so daß es sich oft zutrug, daß, wenn einer derselben Abends starb, der andere, selbst mit dem Tode ringend, die ganze Nacht an der Seite des Verstorbenen zubringen mußte. Man konnte weder das Stroh, das zum Lager diente, noch die Bettdecken waschen lassen, und jedes Bett wurde dadurch zu einer Quelle des An-

1) Bockenheimer, Beiträge III. S. 10.
2) Brühl, Mainz S. 153.



Stadtrath Jacob Kraetzer.

steckungsstoffes. Die zur Kette und Kugel verurtheilten Soldaten, welche zur Reinigung des Strohs in den Lazarethen gebraucht wurden, starben alle. Man bekam keine Krankenwärter mehr; 60 Gesundheitsbeamte wurden in der Blüthe ihrer Jahre hinweggerafft."

Wenn schon die Reinlichkeit in den Spitälern vermißt wurde, wie mag es da mit den Dingen ausgesehen haben, die man so billig nicht haben konnte? Wir haben schon oben gehört, daß für Lebensmittel nicht gesorgt war und daß deßhalb viele Soldaten, um nicht durch Hunger zu sterben, aus den Spitälern nach den Straßen sich schleppten. Ferner fehlte es an Holz zum Erwärmen der Säle. Aehnlich sah es mit den Bedürfnissen an Verbandzeug u. dgl. aus. Diesen Verhältnissen entsprach das Verhalten des ärztlichen Personals und der Krankenwärter, die, wie wir oben schon gesehen, durch einen Befehl Napoleons und, wie Marmont versichert, durch dessen Beispiel, an die Erfüllung ihrer Pflichten erinnert werden mußten. Ein großer Theil der Krankenwärter suchte sich der Kranken und Sterbenden auf kürzeste Art zu entledigen. So warfen Wärter im Schlosse, wie man sich erzählte, noch Manchen zu den Fenstern hinab zu den Todten, der noch Leben in sich hatte; Soldaten, die Geld hatten, so erzählt ein ehemaliger Garde d'honneur, mußten früher sterben, als jene, welche keins hatten. Die Art der Behandlung in Spitälern war so notorisch, daß die Soldaten, welche ihre Kameraden in das Spital begleiteten, diesen Lebewohl sagten, in der festen Ueberzeugung, sie würden dieselben nie mehr wieder sehen [1]). So verrufen war dieses Volk, daß man ihm, als am 22. November 1813 in einem Krankensaale in der Citadelle Feuer ausbrach, eine vorsätzliche Brandstiftung zum Zwecke der Beseitigung der lästig gewordenen Kranken beimaß [2]).

---

1) Bockenheimer, Beiträge III. S. 30.

2) Bockenheimer, Beiträge III. S. 23, 24, 27, 28, 33, 34, 35, 37, 39.

Mit diesen Schilderungen muß man den Bericht Marmonts an den Kaiser vom 19. November vergleichen, um sich einen Begriff davon zu machen, wie leicht man an maßgebender Stelle die Sachen nahm. Nach dem Berichte des Marschalls ist es zwar in den Spitälern nicht so rasch besser geworden, wie er es erwartet hatte, allein immerhin kann der Marschall, wie er dies zuversichtlich ausspricht, auf günstigere Resultate hoffen. Er will die Ausführung der von ihm getroffenen Maßregeln überwachen, und gewiß wird in wenigen Tagen „Alles in bester Ordnung sein". (Sous peu de jours tout sera en bon ordre.) Marmont war schon längst aus Mainz, und die Epidemie war schon dem Erlöschen nahe, als von Ordnung noch nicht sonderlich viel zu merken war. In Folge dieses Zustandes der Spitäler nahm die Sterblichkeit unter den Soldaten in dem Maße zu, daß die Leichen kaum mehr fortzuschaffen waren. Im Schlosse war in einigen Sälen der oberen Stockwerke ein Theil des Fußbodens entfernt worden, um die Todten auf kürzestem Wege nach den auf den Hof stoßenden Magazinen zu verbringen; auch warf man Todte zu den Fenstern der oberen Stockwerke hinab. Hier ließ man sie liegen, bis die Ausdünstung anfing, bedenklich zu werden. Nun verlangte das Militär in heftigstem Tone von der Stadtverwaltung, die alle Hände voll zu thun hatte, um für die von Noth aller Art, insbesondere von der Epidemie heimgesuchten Bürger zu sorgen, die Beseitigung der Leichen. Im Auftrage des Gemeinderathes begab sich eines Tages — im November — der Stadtrath Jakob Kraetzer in Begleitung des Generals Reiset in das Schloß, woselbst sie etwa 1000 nackte Cadaver in einigen Magazinen vorfanden, deren Beseitigung Stadtrath Kraetzer übernahm. Von da an verschaffte sich die Stadt eine Anzahl Leiterwagen, welche bei regelmäßigen Fahrten überall die Todten aufnahm, gerade wie man schon gleich bei Beginn der Retirade die auf den Straßen Verstorbenen auf Holzkarren aufgeladen hatte. Mit dem Wegfahren der Leichen aus der Stadt war auch noch nicht Alles

gethan, indem es an Personal und an Platz zum Beerdigen gebrach. Auf dem Friedhofe lagen eine Zeit lang nackte Leichen; einen Haufen Todter hatte man auf dem Wege zwischen Münster- und Gauthor hingeworfen. Auch hier mußte die Stadt einschreiten. Auf Anordnung Kraetzers wurden Gruben geöffnet, in welche je 150 bis 200 Soldaten kamen. Nicht blos auf dem Aureusfriedhofe, auch auf dem Linsenberge, am Judensand und hinter dem Judenfriedhofe wurden derartige Gruben gegraben, von denen einige 2—4000 Mann aufzunehmen bestimmt waren. Dem Personale, das mit dem Hinausfahren und mit dem Beerdigen der Todten sich abgab, ging es, wie der Bedienung in den Spitälern. „Die Karcher, die damals die Todten hinausfuhren, waren wegen ihres schrecklichen Geschäftes den ganzen Tag voll Branntwein; die Leute, welche die Todten begruben, sind zwei- oder dreimal ausgestorben [1]). In Carrière kamen die Wagen an die Grabstätten herangefahren, die Leichen wurden wie Holz abgeschneppt; zwei Infirmiers packten die Leichen an Kopf und Fuß und warfen sie zu Schichten in die Löcher. Als oberste Schichte kamen die Särge der verstorbenen Bürger; über Alles wurde Erde, nicht einmal zwei Schuhe hoch, aufgeworfen." Wie dem Maire Macké damals berichtet wurde, soll man auch Leichen von Soldaten, die im Schlosse verstorben waren, in den Rhein geworfen haben; auch von den in der Nähe des Rheines bei den Bürgern verstorbenen Soldaten fand ein guter Theil in dem Rhein sein Grab. Ein ähnlicher Akt der Selbsthülfe war es auch, daß die in der Nähe der Bocksbatterie wohnenden Bürger bei jener Stelle einen Friedhof einrichteten, um die in der Umgegend verstorbenen Soldaten, die Niemand abholte, zu begraben. Später wurden diese Leichen wieder ausgegraben und nach den Höhen des Hardenbergs verbracht. Die umsichtige Leitung eines Mainzer Bürgers bei diesen Arbeiten verhütete größeres Unheil, das aus

1) Bockenheimer, Beiträge III. S. 27.

der Unthätigkeit und Nachlässigkeit des Militärs zu entstehen drohte. Es war aber nicht blos Umsicht nothwendig, sondern vor Allem ein hoher Grad von Muth und Selbstverleugnung; allgemein rühmte man damals den Opfermuth des Mannes. „Herr Stadtrath Kraetzer," so schreibt Dr. Wittmann in einem noch öfter zu erwähnenden Werke[1]), „der sich in dieser schrecklichen Zeit mit der thätigsten Sorgfalt der Begräbnisse annahm, hätte eine Bürgerkrone verdient. Aber wer sollte sie ihm aufsetzen bei dem Wechsel unserer politischen Existenz? Denn beim Wechsel entgegengesetzter Regierungen haben manche Verdienste gleiches Schicksal mit gewissen Schulden, die zwar allgemein anerkannt, aber von Niemand bezahlt werden." Derselbe Mann war es, der zur Abwehr der Ansteckung die Reinhaltung der Stadt betrieb. Er war der Einzige in der von dem Präfekten in den ersten Tagen des November ernannten Commission de la salubrité de la ville de Mayence, der entschieden durchgriff. Die Stadt ward bei Beginn der Retirade in einen großen Kothhaufen verwandelt, in dem Tausende mit der Ruhr behaftete Soldaten verbleiben mußten; faulende Leichen von Menschen und Pferden versperrten die Wege, die Zugänge zu Häusern und Kirchen. In Knüttelversen hat ein Mainzer die Beschreibung der damaligen Zustände unternommen, der man nur einige Stellen entnehmen darf. So heißt es:

„Erzähl' auch wie die Kriegespest
Auf diesem Dreck' gebaut ihr Nest."

und ferner:

„In wenig Tagen von Gestank
Die halbe Stadt im Bett lag krank."

Auch hier half, wie gesagt, Stadtrath Kraetzer. Die damals von ihm zum Wohle der Stadt entfaltete Thätigkeit rechtfertigt es, wenn hier auf einen Augenblick die Erzählung der

1) Die Ursachen ansteckender Krankheiten . . . S. 150.

Ereignisse unterbrochen wird, um in kurzen Zügen den Lebensgang dieses Mannes vorzuführen. Jakob Kraetzer erblickte das Licht der Welt zu Mainz am 26. Oktober 1773. Dem geistlichen Stand bestimmt, bezog er, nach genossenem Gymnasialunterrichte, die Mainzer Universität, die er aber 1794 verließ, um dem Kaufmanns-Stande sich zu widmen. Die neue Aera, die mit der Einverleibung unserer Gegend mit der französischen Republik anhob, zeichnete sich durch große Unternehmungen, namentlich im Straßenbau, aus, und hieran betheiligte sich Kraetzer in hervorragender Weise. Seiner Thätigkeit in dieser Richtung gedenkt die Aufschrift eines Obelisks auf der Kaiserstraße bei Nieder-Ingelheim, gleichzeitig mit dem Namen desjenigen, der jenen Bau veranlaßte, des Präfekten Jeanbon-St. André, der, nach Napoleons Bemerkung, in seinem Departemente einen „kleinen Simplon" haben wollte. Bei jedem großen baulichen Unternehmen jener Zeit war Kraetzer betheiligt. Seit 1810 in den Gemeinderath berufen, nahm er sich besonders der Leitung der Bauangelegenheiten an; so ist u. A. die Erbauung der Fruchthalle und des Theaters von ihm angeregt und gefördert worden. Durch Dekret des Großherzogs von Hessen vom 10. August 1837 zum ersten Beigeordneten des Bürgermeisters ernannt, schlug er diese Würde aus, indem er es vorzog, seine Thätigkeit als Mitglied des Gemeinderathes fortzusetzen. Seine Bemühungen um die städtische Wohlfahrt sicherten ihm die Verehrung seiner Zeitgenossen, in deren Erinnerung die hohen Verdienste fortlebten, die er sich in den Jahren 1813 u. 1814 um seine Mitbürger mit Aufopferung und Lebensgefahr erworben. Als er nach einem gewissenhaften, thätigen Leben am 8. Februar 1846 verstarb, betrauerte die Stadt in ihm einen Verfechter und Beförderer ihrer Interessen[1]).

Kehren wir zur Schilderung der Mainzer Zustände in den

1) S. Mainzer Zeitung Nr. 46 v. 15. Februar 1846.

Monaten November und Dezember 1813 zurück, so erübrigt noch kurz auf die Natur der damals herrschenden Krankheit und auf die Anstrengungen hinzuweisen, die man damals machte, um dieses unheimlichen Gastes Herr zu werden. Die Aerzte, welche in der Epidemie den „ansteckenden Typhus", den typhus contagiosus, zu erkennen glaubten, brachten bei den Kranken die Mittel in Anwendung, welche der damalige Stand der Wissenschaft[1]) empfahl, und in gleichem Sinne suchten sie dem Umsichgreifen der Krankheit entgegenzuwirken. Neuerdings ist man zur Erkenntniß gekommen, daß damals hier der sog. Flecktyphus, Febris recurrens, herrschte, wie dies Dr. Wilbrand in Frankfurt a./M. und der Geh. Medizinalrath Dr. Wernher in Mainz[2]) nachgewiesen haben. Von den damals lebenden Aerzten war es der Medizinalrath Dr. Reuß in Aschaffenburg, der auf Grund sorgfältiger Beobachtungen das Wesen der Krankheit als das erkannte, wofür man dasselbe heute zu halten hat. Seine Mittheilungen sind im höchsten Grade wichtig, für uns Mainzer aber noch dadurch besonders werthvoll, daß er seine Ansichten auf die Vorlesungen seines Lehrers, des Mainzer Professors Dr. Carl Strack, zurückführt, der bereits im Jahre 1760 dieselbe Epidemie in Mainz beobachtete[3]) und beschrieb. Ob übrigens bei richtiger Erkenntniß der Krankheit die Aerzte für ihre Kranken einen besseren Erfolg erzielt hätten, ist angesichts der Natur dieser Krankheit und der furchtbaren Ausbreitung derselben stark zu bezweifeln; die zur

---

1) S. die Arbeiten von Dr. Kausch in Liegnitz und Dr. Wolf in Warschau in Hufelands Journal Bd. 39. Nr. 1 u. 2; ferner das Werk des ehemaligen Mainzer Professors J. F. Ackermann, Von der Natur des ansteckenden Typhus, Heidelberg 1814.

2) S. Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rhein. Alterthümer in Mainz, III. S. 338.

3) S. Reuß l. c. S. 37. Anm. ***. Ueber Strack s. meine Restauration der Mainzer Hochschule S. 31. Den Standpunkt der neueren Wissenschaft s. in Küßner-Pott, Die acuten Infektionskrankheiten S. 103 ff. Strümpel, Lehrb. der speziellen Pathologie u. Therapie S. 39.

Verhütung des weiteren Umsichgreifens der Epidemie angeordneten Maßregeln, die im Wesentlichen auf Lüften der Kranken- und Wohnzimmer und auf Entfernung alles Unrathes, auf vorsichtige Behandlung der Wäsche und Bekleidungsstücke der Kranken hinausliefen, waren gewiß sachgemäß. Im Uebrigen muß man den Aerzten das Zeugniß geben, daß sie nach Kräften wirkten und an Hingebung nichts zu wünschen übrig ließen. Sechs der hiesigen Aerzte erkrankten, vier davon wurden Opfer ihres Berufes. Die Mainzer Aerzte hatten selbstverständlich alle Hände voll zu thun und konnten sich des Militärs nicht viel annehmen. Der Präfekt, der das Unzureichende des militärischen Sanitätspersonals erkannte, bat dringend um Zusendung von Aerzten. Auf seinen Wunsch bildete sich zum Zwecke der Beschlußfassung über die unter den gegebenen Umständen zu ergreifenden Maßregeln und zum Zwecke der Ueberwachung der erforderlichen Arbeiten eine Sanitäts-Commission, welcher der Unterpräfekt von Esebeck und die Aerzte Dr. Jensen, Leydig und Renard angehörten. (Diese Commission ist nicht zu verwechseln mit der später von General Morand gebildeten Militär-Sanitäts-Commission.) Weiter betrieb der Präfekt die Berufung eines angesehenen Arztes aus Paris, um der von ihm bestellten Commission mit Rath zur Seite zu stehen. Die Regierung sandte den Dr. A. Petit von der Pariser Fakultät, der, nach Untersuchung der gleichen Krankheits-Verhältnisse in Coblenz[1]) am Abende des 13. Dezember die erste Zusammenkunft mit den ärztlichen Mitgliedern der vom Präfekten berufenen Commission hatte. Er wußte auch nicht mehr, als die Mainzer Aerzte, wenn er sich auch das Ansehen gab, die Sache am Besten zu verstehen. Der Volkswitz machte sich über ihn her, wie die schon erwähnten Knüttel-Verse beweisen, die seiner also gedenken:

---

1) S. Dr. Wegeler, Kurze Anleitung, den gegenwärtig herrschenden ansteckenden Typhus zu behandeln. Coblenz 1814.

„Erzähl' auch . .
Wie kein Arzt seiner Kunst entspricht,
Sogar der Monsieur Petit nicht."
. . . .
„Es kam ein Doktor aus Paris
. . . .
Was glaubt Ihr wohl, was er gethan?
Er kam und sprach: „„Kann nit verstahn.""

Das sprechendste Zeugniß hat sich der Mann selbst ausgestellt, als er am 14. Dezember das nachstehende Schreiben an den Redakteur der Mainzer Zeitung [1]) richtete: „Man hat, mein Herr, in Ihrer Zeitung vom 9. d. M. einen Aufsatz erscheinen lassen, den der Gesundheitsrath der hiesigen Stadt über die herrschende Krankheit bekannt gemacht hat. Dieser Aufsatz, welcher übrigens sehr gut ausgearbeitet ist und das Lob der Menschenfreundlichkeit, die ihn eingegeben, verdient, enthält einen Ausdruck, der, wenn er gleich aus der Feder eines gelehrten Schriftstellers floß, nichtsdestoweniger falsch ist, und unter den Bewohnern der Stadt und des Landes Schrecken verbreitet hat. Vermöge des Auftrages, den mir S. Excellenz der Minister des Inneren ertheilt hat, die Natur der herrschenden Krankheit zu untersuchen, halte ich es für meine Pflicht, das Publikum zu benachrichtigen, daß diese in gedachtem Aufsatze mit dem Namen Kriegspest bezeichnete Krankheit kein pestartiges, noch epidemisches Uebel, sondern nichts anderes ist, als der Typhus contagiosus, den man gewöhnlich unter dem Namen Spitalfieber, Gefängnißfieber, Armeefieber kennt. Ich kann, nach sorgfältiger Beobachtung, die ich sowohl zu Coblenz, als auch hier in Mainz, über diese Krankheit anstellte, versichern, daß sie, zweckmäßig behandelt, nicht gefährlich ist, und daß man vermittelst einiger sehr einfacher und wenig kostspieliger Vorsichtsmaßregeln sich leicht gegen dieselben verwehren kann." Für Typhus contagiosus hielten auch die Mainzer

1) Mainzer Zeitung Nr. 150 vom 16. Dezember 1813.

Aerzte die herrschende, von ihnen mit Kriegspest bezeichnete Krankheit, und um den Mainzern zu sagen, daß dieselbe als örtliche Krankheit, je nach der Verschiedenheit der Verhältnisse, Gefängniß-, Lazareth- u. s. w. Fieber genannt werde, dafür brauchte Herr Petit nicht von Paris zu kommen. Nur waren die Mainzer nicht so dreist, den epidemischen Charakter der Krankheit in Abrede zu stellen, für welchen die Umstände nur zu deutlich sprachen [1]). Welches Verdienst hätte sich Petit erwerben können, wenn er, der Vertrauensmann der Regierung, der Militärverwaltung in Bezug auf die Folgen ihrer Wirthschaft den Staar gestochen hätte? Er hätte auf bessere Ordnung in den Spitälern dringen, er hätte auf Entfernung des Militärs aus den Bürgerhäusern bestehen, er hätte die Quelle der Uebertragung der Krankheit verstopfen müssen. In letzterer Beziehung hatten einsichtsvolle Aerzte schon längst davor gewarnt, daß man die Wäsche, die Kleidungsstücke, Tornister u. s. w. der Erkrankten ohne Weiteres unter die Gesunden vertheilte. Umsonst erhob Dr. Wittmann seine Stimme, als man die Rekruten in die Kleider der an der Kriegspest Verstorbenen steckte. „Die neu angekommenen Rekruten," so schreibt Brühl (Mainz, S. 153), „erhielten in den fast noch warmen Uniformen der Hingestorbenen den Keim der schrecklichen Krankheit, die auch sie, wie jene, dahin raffte [2])." Es kam ja kaum vor, daß eine Militärleiche bekleidet auf den Friedhof kam. Als zu Anfang November die Leichen noch in den Kleidern auf den Friedhof abgeladen wurden, da machten sich die Soldaten über dieselben her, um in den Kleidern der Todten zu wühlen oder diese sich anzueignen. Wäre es da nicht

1) Es dürfte dieser Dr. A. Petit identisch sein mit dem Mitgliede der Pariser Fakultät Anton Petit, dessen Werk über Frauenkrankheiten der Medizinalrath Dr. Wendelstadt in Emmerichshof bei Limburg a. L. einer nicht immer schmeichelhaften Kritik in Hufelands Journal, Jahrg. 1814 und 1815, unterzogen hat.

2) S. auch Wittmann l. c. S. 111.

verdienstvoll gewesen, auf Verbrennen der Kleider zu bestehen? Auch dem Mißbrauch der Getränkevertheilung in den Spitälern hätte er ein Ziel setzen können. Marmont rühmt von sich (Bericht an Napoleon vom 19. November), er habe Befehl gegeben, unter die Gesunden Schnaps, unter die Kranken und Genesenden Wein zu vertheilen; welchen Mißbrauch man mit den Getränken trieb, werden wir noch an einer anderen Stelle zu berichten haben. Hier genügt es, darauf hinzuweisen, daß der Wein das Losungswort für Alle wurde, welche in den Militärspitälern verkehrten und über dem Trinken ihrer Pflichten vergaßen[1]). Wäre es endlich nicht angezeigt gewesen, für Heizung der Krankensäle, Reinhalten derselben, für bessere Verpflegung in jeder Beziehung einzutreten?

Von diesen Mißständen war kein einziger beseitigt, als Herr Dr. Petit der Stadt den Rücken drehte. Trotz seiner Bekanntmachung machte die Epidemie rasende Fortschritte, und das billige Mittel, wodurch man sich vor Ansteckung bewahren konnte, erwies sich als unzureichend.

Fragen wir nach der Zahl der Opfer, welche die Epidemie und deren Complicationen, die Ruhr und andere Erscheinungen, wie z. B. der von Marmont erwähnte Brand der Gliedmaßen, Scorbut u. s. w.[2]), in den zwei letzten Monaten des Jahres verschlangen, so können wir hierüber nur annähernd Auskunft geben. Es steht fest, daß das Militär nicht im Stande war, über die Sterbfälle regelmäßige und vollständige Berichte zu erstatten. Auf dem Civilstandsbureau wurden, wie schon erwähnt, nur Todesfälle gemeldet, die sich in dem Hospitale im Schönbornerhofe zutrugen, und auch diese nicht vollständig, während

---

1) Siehe die denkwürdige Stelle bei Wittmann, S. 37 u. 143.

2) Siehe auch den Aufsatz von Renard, Ein Beitrag zur Geschichte der Hirnentzündungen und des ansteckenden Typhus der Jahre 1813 und 1814 in Hufeland Bd. 40, VI. St. S. 1—46.

von den anderen Spitälern keine Anzeigen einliefen [1]). Nach den Berichten des Präfekten an den Minister des Innern starben im November 3514 und im Dezember, nach den Aufstellungen auf der Mairie, 2231 Militärpersonen.

Im Ganzen schätzt Marmont den Verlust des Militärs auf 14 000 Mann; allem Anscheine nach hat er hierbei nur die Sterbfälle in den Monaten November und Dezember, in welcher Zeit er hier und in der Nähe sich aufhielt, im Auge gehabt, denn für die Zeit vom November 1813 bis Mai 1814 wird die Ziffer von Andern viel höher angegeben. So schlägt der ehemalige Sekretär des Civilstandsbureaus, Johann Georg Biernbaum, den Verlust auf mindestens 18 000 Mann an. Kraetzer glaubt, daß auf seine Anordnung mindestens 21 000 Soldaten beerdigt worden seien, eine Angabe, die mit der Nachricht bei Kissel [2]) übereinstimmt.

Was die Bürger anlangt, so haben wir uns zunächst mit einer Bemerkung Marmonts zu beschäftigen. In seinem Berichte an den Kaiser vom 19. November behauptet der Marschall, die Bürgerschaft sei schwerer von Krankheiten heimgesucht, als das Militär. „Bis jetzt," so meldet er, „ist die Sterblichkeit unter den Truppen nicht sehr groß; sie ist ungewöhnlich stark bei den Bürgern in Mainz und auf der ganzen Linie." Diese Behauptung war ebenso unwahr, wie des Marschalls Angaben über den befriedigenden Zustand der Militärlazarethe, deren wir schon gedacht haben. Uebrigens konnte der Kaiser die Unrichtigkeit der Meldung Marmonts leicht erfahren, da die hiesige Präfektur regelmäßig dem Ministerium des Innern über den Fortgang der Epidemie berichtete und dabei das Verhältniß der Sterblichkeit zwischen dem Militär und der Bürgerschaft im umgekehrten Ver-

---

1) Bockenheimer, Beiträge, III. S. 27.

2) Denkwürdigkeiten aus der Blokade von Mainz im Jahre 1814 S. 5.

hältnisse zu Marmonts Meldung darlegte. Entweder bekümmerte sich Marmont nicht eingehend genug um diese Dinge, was damit zusammenhängt, daß er die meiste Zeit auf der Inspection in der Umgegend zubrachte, oder der Marschall wollte dem Kaiser gegenüber mit den günstigen Erfolgen der von ihm getroffenen Maßregeln großthun.

Die Einträge in die Civilstandsregister der Stadt Mainz geben nahezu die richtige Zahl der Verstorbenen an, da die Angehörigen von Verstorbenen nur in den seltensten Fällen die Anzeige unterließen. Es stimmen übrigens die Ziffern der Einträge im Sterberegister ziemlich genau mit den Berichten, welche die Bürgermeisterei an die Präfektur einsandte. Es verstarben nach den offiziellen Berichten

im November 1813 . . . 465 Civil-Personen
„ Dezember „ . . . 580 „ „ .

Im Ganzen starben während der Epidemie, wie dies noch später zu zeigen ist, 10 Procent der auf 24 500 Seelen berechneten Einwohnerschaft.

Wir hätten übrigens eine unvollkommene Vorstellung von dem Umfange der Epidemie des Jahres 1813, wenn wir dieselbe blos nach ihrem Auftreten in Mainz beurtheilen wollten. Wohin immer Soldaten oder Kranke kamen, da brach auch die Krankheit aus. Einzelne Orte unserer Provinz hatten schon bei Beginn des Jahres 1813 Kranke aufnehmen müssen; andere Plätze wurden heimgesucht, als man im Anfange sich in Mainz nicht mehr zu helfen wußte und Kranke, freilich in beschränktem Maße, in die Nachbarschaft brachte[1]). Um sich einen Begriff von der

1) Marmont (Buch 19) behauptet, es seien Kranke bis in die Bourgogne geschafft worden. Davon ist anderweit nichts bekannt; es kann sich auch nicht um eine große Zahl von Kranken gehandelt haben, zumal Napoleon im Inneren von Frankreich die Opfer des letzten Krieges nicht wollte sichtbar werden lassen. Wie viele Kranken hätten übrigens einen Transport auf so weite Strecken ausgehalten?

Sterblichkeit zu machen, muß man die Civilstandsregister einzelner Orte aus den Jahren 1811, 1812, 1813 und 1814 vergleichen. So starben in Bingen im Jahre 1811 im Ganzen 84 Personen, im Jahre darauf 95, im Jahre 1813 nicht weniger, als 510 Personen, darunter 338 Militär-Personen, während im Jahre 1814 die Zahl wieder auf 370 zurückging. Castel verlor im Jahre 1811 77 Personen, 1812 schon 137; im folgenden Jahre stieg die Zahl auf 239 Personen, darunter 16 Soldaten. Diese aus den Civilstandsregistern der Gemeinde Castel entnommenen Ziffern stehen aber weit hinter der wirklichen Zahl der Verstorbenen zurück. Allein für die Zeit vom 1. November bis Ende Dezember 1813 gibt Kissel in seinen Denkwürdigkeiten der Blokade von Mainz die Zahl der verstorbenen Soldaten auf 1320 Mann an; nach derselben Quelle verstarben im Januar 1814 475, im Februar 336, im März 186, im April 90 Militär-Personen, im Ganzen also 2407 Mann. Oppenheim sah die Zahl der Verstorbenen von 60 im Jahre 1811 auf 114 im Jahre 1812, und auf 262 im Jahre 1813 steigen; in der zuletzt aufgeführten Ziffer sind 38 Soldaten mitinbegriffen; zum Glück sank die Sterblichkeit im Jahre 1814 wieder zurück, so daß die Civilstandsregister nur 172 Todte aufweisen. Im Allgemeinen genüge die Verweisung auf die Thatsache, daß zu Ende Dezember auf sechs Meilen im Umkreise kein Ort zu finden war, der von der Seuche verschont geblieben.

Unter den Opfern der Krankheit, die Mainz damals zu beklagen hatte, befand sich einer der Leiter der Bürgermeisterei und der Chef der Administration des Departements. Am 2. Dezember nämlich verstarb der Beigeordnete Roth, der, als er sich schon unwohl fühlte, immer noch auf dem Stadthause erschien, um dort, wo sich die Arbeit täglich mehr anhäufte, seinen Pflichten obzuliegen [1]. Am 10. Dezember verstarb der Präfekt nach 15tägiger Krankheit. Bei dem hervorragenden Antheil, den

1) S. Bockenheimer, Beiträge III. S. 14.

er auf die Gestaltung der Mainzer Geschicke seit der Vereinigung der Stadt mit Frankreich ausgeübt, ist es wohl angezeigt, seiner Lebensgeschichte näher zu gedenken. Jeanbon=St. André, geboren zu Montauban (Tarn und Garonne) 25. Februar 1749, erhielt seinen ersten Unterricht im Jesuitenkollegium seiner Vaterstadt und widmete sich, nachdem er eine Zeit lang sein Glück im Handel und auf der See versucht hatte, dem Studium der Theologie. Er bekleidete die Stelle eines reformirten Predigers in seiner Vaterstadt, als die französische Revolution ausbrach, die den lebhaften, von den Ideen Rousseaus ganz erfüllten Mann aus den Geleisen seines bisherigen Wirkens herausdrängte. Der Theologe wurde ein Parteimann und zwar ein sehr entschiedener, da ihm jede Gefühlsschwärmerei fremd war und für ihn die Ueberzeugung feststand, er habe für seinen Theil mitzuwirken, um die bestehenden Einrichtungen unter allen Umständen zu beseitigen. Gegen die Stimmen der reichen Kaufleute seiner Vaterstadt in den Convent erwählt, schloß er sich an die Jakobiner an, unter denen er wegen seines Wissens und wegen seiner Rednergabe eine hervorragende Stellung einnahm. In der Verfolgung des einmal gesteckten Zieles kannte Jeanbon keine Rücksicht; sowohl in dem Prozesse gegen den König, wie im Kampfe gegen die Girondisten war er unerbittlich, weil, nach seiner Ansicht, die Erhaltung der Republik durch die Beseitigung der bisher bestandenen Autoritäten und aller Gegner des herrschenden Volkswillens bedingt war. Will man die Republik, so dachte er, dann geht es ohne Opfer nicht ab; »on ne fait pas des revolutions en gants blancs,« pflegte er später noch oft zur Rechtfertigung seiner Haltung im Convente zu sagen. Im Grunde genommen drehte es sich übrigens bei den Jakobinern nicht um den Bestand der Republik im Allgemeinen, sondern um den Bestand der Republik nach dem besonderen Geiste der herrschenden Partei, wobei sie selbstverständlich gerade so unduldsam wurden, wie einseitige Parteileute zu anderen Zeiten. Für die Hingabe an ihre Sache belohnten die

Jakobiner den thatkräftigen Jeanbon durch die Beförderung in den Wohlfahrts-Ausschuß, dessen Mitglied er vom 10. Juli 1793 bis zum August 1795 bei dem jeweiligen Wechsel verblieb[1]). In diesem, mit der Leitung der Regierung Frankreichs betrauten Collegium fiel Jeanbon die Ueberwachung der Marine-Verwaltung zu, eine Aufgabe, die um so schwieriger war, als durch die Auswanderung so vieler Marineoffiziere die französische Flotte zu jener Zeit bedeutend heruntergekommen war. Abgesehen von einer Mission bei der Rheinarmee finden wir von da an Jeanbon meistens in den Seehäfen Frankreichs, fern von dem gefährlichen Treiben seiner Parteigenossen in der Hauptstadt des Landes. Bei einer dieser Missionen, in Toulon, lernte er den jungen Buonaparte kennen und schätzen; er nahm, wie man sagt, an der Beförderung des Letzteren Antheil, der später dem ehemaligen Gönner sich dankbar erwies. Bei einer zweiten Mission, in Brest, gerieth er in große Gefahr. Ende Mai 1794 erwarteten nämlich die Franzosen einen von dem Contre-Admiral Vanstabel geleiteten Zuzug von Früchten und Colonialwaaren, welchen die Engländer abfangen wollten. Da der Contre-Admiral offenbar den ihm auflauernden Feinden nicht gewachsen war, erhielt Admiral Villaret-Joyeuse Auftrag, mit der französischen Flotte von Brest den erwarteten Schiffen zu Hülfe zu kommen. Jeanbon begab sich an Bord des Admiralschiffes (la Montagne) und bestand ungeachtet der Ungleichheit der Kräfte auf einem Angriff; sieben Schiffe und einen Theil der Mannschaft büßten die Franzosen ein; Jeanbon wurde verwundet. Hätten die Engländer ihren Erfolg besser ausgenützt, so wäre nicht blos die Sendung verloren gewesen, sondern auch die französische Flotte vernichtet worden. Später, nach dem Sturze der Jakobiner, ist Jeanbon wegen dieser Gefährdung der Flotte angegriffen worden; ja selbst Feig-

1) Die Daten zur Biographie Jeanbon's sind dem Moniteur entnommen.

heit wurde ihm zum Vorwurf gemacht. Diese Vorwürfe waren unbegründet, wie dies zuletzt auch von den Feinden anerkannt wurde [1]).

Nach Paris zurückgekehrt, fand Jeanbon die Reaction in vollem Gange; die Partei der Jakobiner war gebrochen, die Ausschüsse waren mit Gemäßigten besetzt, die Häupter der Bergpartei in Anklagestand versetzt. Auch er wurde auf die Proscriptionsliste gesetzt. In der Sitzung des Convents vom 28. Mai 1795 stellte ein Mitglied den Antrag, ein Comité von 9 Mitgliedern zu ernennen, zum Zwecke der Berichterstattung über das Verhalten der ehemaligen Mitglieder der Ausschüsse. Larivière bemerkte hierauf, die Verbrechen einiger Menschen seien so offenkundig, daß die Erfüllung von Förmlichkeiten im Verfahren gegen dieselben als überflüssig erscheine, worauf Gouly die sofortige Verhaftung von Robert Lindet, Boulland, Jeanbon-St. André, Jagot, Elie Lacoste, Lavicomterie, David, Carnot, Prieur de la Côte d'or, Dubarreau und Bernard de Saintes beantragte. Jeanbon rechtfertigte sich gegenüber den erhobenen Vorwürfen, daß er die französische Marine zu Grunde gerichtet und in Brest das Revolutionstribunal mit der Aufrechterhaltung der Ruhe betraut habe. Umsonst; die neuen Machthaber stellten sich auf denselben Standpunkt, den einst die Jakobiner eingenommen hatten, und suchten die dem neuen Regime abgeneigten Personen zu beseitigen. Robert Lindet und Jeanbon-St. André wurden verhaftet. Erst als von dem Reste der Bergpartei nichts mehr zu befürchten war, behandelte man die letzten Opfer der Reaction etwas milder, bis eine allgemeine Amnestie am 20. Oktober 1795 den Gefangenen die Freiheit wiedergab. Immerhin war es gut, daß Jeanbon sofort eine Verwendung fand, die ihn den

1) S. L. Blanc, Histoire de la révol. franç. XI. p. 46 sqq.; ferner eine Bemerkung des Generals Miranda in Mémoires de Mad. Roland II. p. 348.



Jeanbon-St. André.

Augen der nunmehr sich vordrängenden Personen entzog. Zuerst wurde er als Consul nach Algier geschickt, woselbst er, unter den schwierigsten Umständen, zwei Jahre verblieb. Dann kam er in gleicher Eigenschaft nach Smyrna, woselbst eine Periode schwerer Prüfung begann. Kaum war er auf seinem neuen Posten angelangt, als die Pforte der französischen Republik den Krieg erklärte und den Consul, wie es scheint, auf Betreiben der über Jeanbon erbitterten Engländer, gefangen nehmen und am 27. August 1798 nach Constantinopel verbringen ließ, woselbst er in den sieben Thürmen den französischen Geschäftsträger Ruffin nebst dem Gesandtschaftspersonal von Constantinopel und einen Lieferanten der ägyptischen Armee Buonaparte's, Philibert Lebrun, antraf. Die Behandlung der Gefangenen war eine wahrhaft empörende[1]). Nach einiger Zeit wurden die Franzosen von einander getrennt, und Jeanbon mit seinem Neffen Belluc, seinem Sekretäre und zwei Bedienten nach Kerasund am schwarzen Meere verbracht (November 1798). Auch dort war die Behandlung der Gefangenen eine durchweg schlechte; dieselben mußten sich selbst verköstigen, wozu die Mittel mitunter fehlten. Endlich, nach einer Gefangenschaft von $2^1/_2$ Jahren, wurden die von den Türken so schlecht behandelten Franzosen auf Betreiben des Kaisers von Rußland in Freiheit gesetzt. Eine harte Schule hatte Jeanbon mitgemacht, in der ihm zur Erkenntniß kommen mußte, was die Opfer der Jakobiner mochten empfunden haben, als man sie, lediglich wegen ihrer Gesinnung, in die Kerker warf oder auf das Blutgerüst schickte. So schmählich die Türken sich auch benahmen, von den französischen Kerkermeistern aus der Zeit der Schreckensherrschaft hätten sie immer noch lernen können. Die Läuterung, welche Jeanbon durchmachte, war ihm bestimmt gewesen, um ihn zur Uebernahme eines Amtes zu befähigen,

1) Das Original des Berichts von Jeanbon-St. André über seine Gefangenschaft bei den Türken ist in dem Besitz des Verfassers.

mit welchem die Anschauungen eines sans-culotte sich nicht vertrugen. Die eben erst überstandenen Leiden und die Dienste, welche Jeanbon einst dem jungen Buonaparte geleistet, gaben Jeanbon ein Anrecht auf Beachtung des zum ersten Consul emporgestiegenen Artillerie-Hauptmannes, der sonst nicht gerne die Beziehungen zu ehemaligen Jakobinern zu erneuern pflegte. Damals, als Jeanbon, seiner Haft entlassen, nach Paris zurückkam, hatte der erste Consul eine Stelle zu besetzen, für welche der geeignete Mann nicht leicht zu finden war, die Stelle eines General-Commissärs in den vier Departementen des linken Rheinufers, mit welcher Stelle zugleich die eines Präfekten des Departements Mont-Tonnerre verbunden war. Der Reihe nach hatten Rudler, Marquis, Lacanal, Sheé und Jollivet die Oberleitung der betreffenden Ländertheile geführt, ohne Ordnung in die verworrenen Zustände, wie sie durch die fortwährenden Kriege und durch den Wechsel der Regierungen entstanden waren, zu bringen. Wie Paschas hatten die Commissäre in den eroberten, noch nicht förmlich abgetretenen Gebieten geschaltet und gewaltet; ihrem Beispiele waren Diejenigen gefolgt, welche die Aussicht auf Beute aus Frankreich nach Deutschland getrieben hatte. Nach und nach war eine böse Lage entstanden, „wo," wie Görres einst schrieb, „die verruchtesten Verschleuderungen allenthalben und ohne Scheu betrieben wurden, wo Frankreich seinen Auswurf als Angestellte über uns ausspie." Nicht besser waren zum Theil die Günstlinge der Franzosen, die sich durch Denunciationen und Quälereien den Weg zu Stellen bahnten, zu denen weder ihr Wissen, noch ihr Charakter sie berechtigte. Das sollte anders werden. Das Staatswesen, wie es unter Buonaparte sich gestaltete, bedurfte talentvoller, entschiedener Männer, um wieder gut zu machen, was unter der Direktoralwirthschaft heruntergekommen war. Es genügte nicht mehr der Ruf eines allzeit bereiten Redners in den Decaden-Versammlungen, eines Verfolgers Andersdenkender, eines Eiferers gegen Christenthum

und Monarchie, um auf Beförderung Anspruch zu verleihen. Vollends in den Rheingegenden, die endlich mit Frankreich vereinigt werden sollten, mußte auf eine Versöhnung der Geister hingearbeitet werden, um die große Masse des Volkes, das noch am alten Vaterlande hing, zu gewinnen. Buonaparte that einen glücklichen Griff, als er Jeanbon mit der Anleitung der neuen Gebiete betraute (29. Frimaire X). Wenn irgend Jemand, so war Jeanbon von der Vorstellung abgekommen, daß Frankreichs Stärke in der Beförderung des Club- und Cliquenwesens beruhe. In seinen früheren Stellungen hatte er sich durch seine Kenntnisse, seine Geschäftsgewandtheit, durch seinen unermüdlichen Fleiß, wie nicht minder durch seine Unbestechlichkeit ein großes Ansehen erworben. Diese Eigenschaften in die richtigen Bahnen gelenkt, machten Jeanbon zu dem Manne, der hier nöthig war. Er hat die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht getäuscht. In kurzer Zeit war Ruhe und Ordnung am Rheine hergestellt, und die Grundlage zu einem Aufschwunge aller Staatseinrichtungen und Verhältnisse gelegt. Vom 1. Vendemiaire XI an hörte die Stellung Jeanbons als General-Commissär auf, und er verblieb lediglich Präfekt des Departements Mont-Tonnerre. Es würde zu weit führen, die Verdienste Jeanbons um Land und Leute durch Beförderung des Handels und Verkehrs (Straßenbau), der Industrie und der Gewerbe, durch Hebung des Acker- und Obstbaues, durch Verbesserung des Schulwesens u. s. w. aufzuzählen; es genügt, darauf hinzuweisen, daß er in seinem Verwaltungsbezirke in einem Maße verehrt wurde, wie kaum ein anderer Beamter der Franzosen. Die Regierung war voll des Lobes und der Anerkennung für die Leistungen des gewissenhaften und umsichtigen Mannes; Napoleon nannte ihn das Muster eines Präfekten, er machte ihn zum Offizier der Ehrenlegion und zum Baron des Reiches (15. August 1809). An einzelnen Stellen kam von Zeit zu Zeit der alte Jakobiner bei dem kaiserlichen Beamten und

Reichsbarone zum Durchbruch. Er hatte zu lebhaften Antheil an der kirchenfeindlichen Gesetzgebung genommen, um später auf den rechten Fuß des Verkehrs mit dem Bischofe der neu begründeten Diözese Mainz zu kommen; er hatte zu oft Generale anstellen und absetzen helfen, um geduldig zuzusehen, wenn die Marschälle des Reichs in seinem Bezirke verfahren wollten, wie in erobertem Lande. In letzterer Beziehung entwickelte er einen Muth, über den sein Kaiser im Stillen sich freute, wie beispielsweise in einem Falle, in welchem er dem Marschall Victor das Requiriren legte und vor der Verhaftung desselben, wie er dem Kaiser selbst sagte, nicht zurückgeschreckt wäre. Noch einmal brach die ganze Wuth des Mannes über das Militär aus, als er im Jahre 1813 die Wahrnehmung machte, daß weder die Armee-Verwaltung noch die Generale sich um das Schicksal der armen Opfer des Krieges kümmerten. Er suchte das von Anderen Versäumte, so gut wie thunlich, nachzuholen, er trug Sorge um die Errichtung von Lazarethen, um die Pflege der Kranken, ja es hatte den Anschein, als suche er förmlich den Tod, um nicht länger Zeuge zu sein der entsetzlichen Noth, die ihn umgab und der er nicht steuern konnte. Ende November 1813 wurde, wie erwähnt, auch Jeanbon-St. André von der herrschenden Krankheit befallen, der er am Morgen des 10. Dezember erlag. In einem rührenden Bericht an das Ministerium setzte sein Stellvertreter, Präfecturrath Moßdorf, demselben ein schönes Denkmal, indem er bemerkte, noch in den Fieberdelirien habe der Verstorbene sich mit nichts anderem, als mit seiner Verwaltung und mit dem Dienste seines Kaisers beschäftigt. Aehnlich berichtet Brühl[1]: „Selbst sein im Jahre 1813 erfolgter Tod trug das Bezeichnende seines Geschäftslebens. Fortwährend hatte er in den Fieber-Paroxismen nur mit Generalen und Kriegs-Commissarien zu thun, die er für das namenlose und ungeheure über

1) Mainz S. 147.

Mainz verhängte Unglück verantwortlich machen wollte, und man kann sagen, daß die Noth des Landes ihm das Herz brach.“ Jeanbon-St. André war von kleiner, untersetzter Gestalt. In seinem äußeren Erscheinen kam die Einfachheit der Lebensweise, die er als Jakobiner angenommen und seitdem in allen Stellungen beibehalten hatte, zum Ausdrucke. Die Dürftigkeit der Ausstattung seiner Diensträume erregte nicht selten das Erstaunen Derer, die er empfing; auch in seinen Wohnungsräumen sah es einfach aus. Der einzige Luxus, den er sich gestattete, war das Halten schöner Pferde. Bei einer nicht gewöhnlichen Rednergabe, durch die er bei besonderem Anlaß die Hörer hinzureißen verstand, war der Präfekt in der Regel eher zurückhaltend, selbst schroff, als zuvorkommend. Nichtsdestoweniger war er, wie schon erwähnt, von den Bewohnern des Departements hochgeehrt, wie sich dies bei der Nachricht von seinem Ableben zeigte.

Es hat nach dem Tode des Präfekten und nach dem Ende der franz. Occupation nicht an Stimmen gefehlt, welche minder günstig über den Charakter des Mannes sich äußerten. Gewiß hatte Jeanbon-St. André seine Fehler, ja selbst ein Theil des Guten, das er stiftete, ist, nach dem Zeugnisse Brühls, auf Rechnung einer gewissen Ruhmbegierde zu setzen. Dagegen hat er es nicht verdient, daß der rheinische Merkur (in Nr. 168 vom 14. Dezember 1814) den Präfekten in ein Gebund zusammenwarf mit den prokonsularischen Mächten „aus dem Reiche Lucifers“, worunter er die Vorgänger Jeanbons zählt, und daß auch Schlosser in absprechender Weise über den Charakter Jeanbons sich ergeht. In Mainz, wo man Gelegenheit hatte, den Mann in seinem ganzen Wesen, zu beurtheilen, hielt man stets die Charakteristik für zutreffend, die in der von Lehne verfaßten Inschrift auf seinem Grabe enthalten ist.

Sie heißt:

Sous ce monument, simple comme lui,
au milieu de ceux qu'il chérissait,
Dans l'asile consacré par ses soins
et sous son administration,
Repose
J. B. Baron de St. André
Préfet du Département Mont Tonnerre,
Officier de la légion d'honneur,
Mort le 10. Decembre 1813.

Die Stadt Mainz bethätigte die dankbare Erinnerung an den „um ihre öffentlichen Anstalten hochverdienten" Verstorbenen durch einen Beschluß vom 11. März 1816, nach welchem die Stelle, an welcher er beigesetzt wurde „zum ausschließlichen Begräbnißplatze des Baron von St. André ohne irgend welche Abgabe, Schenkung oder Stiftung bestimmt bleiben und kein weiterer Gebrauch zum Vortheil irgend eines andern Individuums gemacht werden möge," welchen Beschluß die k. k. österr. und königl. preuß. vereinigte Administration der Stadt und Festung Mainz am 15. März 1816 genehmigte.

Der Tod bewahrte den Präfekten vor traurigen Erfahrungen, die ihm die nächste Zukunft bereitet hätte. So hätte er, nachdem über Mainz der Belagerungszustand verhängt worden, sich darin finden müssen, daß die von ihm bisher verrichteten Funktionen der Hauptsache nach an den Gouverneur der Festung übergingen. Wie würde er diese Verringerung seiner Machtstellung ertragen haben, wenn er gesehen hätte, welchen Gebrauch das Militär von der nunmehr ihm anerfallenen Gewalt zu machen beliebte? Mehr noch! Der Präfekt würde nach Aufhebung des Belagerungszustandes überhaupt zu keinem Dienste mehr zugelassen worden sein, da er den rückkehrenden Bourbonen ein Gräuel war, wie anderer Seits er von diesen nichts wissen wollte. Zum zweiten-

male hätte er aus einer bedeutenden Stellung scheiden müssen, diesmal um jedem Antheile an der Staatsverwaltung zu entsagen [1]).

Wie bereits während der Erkrankung des Präfekten, so besorgte auch nach dessen Tod der Präfekturrath August Moßdorf die mit der Oberleitung der Verwaltung verknüpften Geschäfte. Dieser mit den Verhältnissen in Mainz durchaus vertraute Verwaltungsbeamte stammte aus Sachsen (Eckartsberga), hatte bis 1792 in fürstlich leiningen'schen Diensten gestanden, die er verließ, um sich an die, durch das Erscheinen der Cüstine'schen Truppen hervorgerufene Bewegung anzuschließen. In den Mainzer Convent gewählt, kam er mit den Führern der Mainzer Franzosenfreunde zusammen, die ihn nach Auflösung der ersten allgemeinen Administration in die an deren Stelle getretene oberste Verwaltungsbehörde beriefen, woselbst er neben seinem künftigen Schwager (dem späteren Obergerichtsrath) Schlemmer Platz nahm. Den hier entfalteten Eifer büßte Moßdorf nach dem Einzuge der Deutschen in Mainz mit einer Gefangenschaft in Königstein, die bis zum Februar 1795 dauerte, worauf er nach Frankreich auswanderte.

Bei dem zweiten Einzuge der Franzosen in Mainz wurde er Mitglied der neuen Departements-Verwaltung, in welcher er bei wechselnden Einrichtungen bis zum Ende der französischen Herrschaft verblieb. Als ein höchst erfahrener und tüchtiger Verwaltungsbeamter fand er unter der provisorischen Regierung als Mitglied der allgemeinen Landes-Regierung noch Verwendung; später nach Theilung des ehemaligen Donnersberger Departements zwischen Bayern und Hessen ward ihm der Auftrag, an der Arbeit der hierdurch bedingten Auseinandersetzung Theil zu nehmen.

---

1) Ueber den Präfekten s. außer dem schon erwähnten Werke von Sainte-Beuve die Memoiren von Beugnot und die Biographie von M. Nicolas: Jeanbon-St. André, Sa vie et ses écrits. Paris 1848.

Nach dieser Mission nahm er als Regierungsrath seinen Sitz in der Verwaltung der Provinz Rheinhessen. In Folge seines Alters in den Ruhestand versetzt, blieb er in Mainz, woselbst er, 85 Jahre alt, am 17. Juni 1843 verstarb.

Die Stellvertretung Moßdorf's wäre von kürzerer Dauer gewesen, wenn der von dem Kaiser zum Nachfolger Jeanbons ernannte Graf von Arberg, bisher Präfekt in Bremen, vor Beginn der Blokade auf seinem neuen Posten eingetroffen wäre. (S. Brief Napoleons an Marmont vom 14. Dezember 1813.)

Viertes Kapitel.

Die Blokade; Einzug der Deutschen in Mainz.

In den Unterredungen mit seinen Generalen während des Mainzer Aufenthaltes im November sprach Napoleon wiederholt die Ansicht aus, die Feinde würden am Rheine Halt machen; ob er das selbst glaubte, oder ob er nur so sprach, um in seinen Entwürfen nicht gestört zu werden, das mag dahingestellt bleiben. Seine Umgebung, minder zuversichtlich, war anderer Meinung, wenn sie auch in seiner Gegenwart derselben Ausdruck zu geben nicht wagte; für die Richtigkeit ihrer Anschauung schien der Vorstoß gegen Hochheim am 9. November, der auch Napoleon unangenehm war, zu sprechen. Freilich war seit der Schlacht bei Leipzig viele Zeit unnütz vergeudet worden, und noch war nicht abzusehen, wann und in welcher Richtung die begonnene Verfolgung fortgesetzt würde, zumal Oesterreich, zum Frieden geneigt, noch gerne verhandelt hätte, und dadurch eine Theilung der Meinungen im Hauptquartier eintrat. Wäre es nach dem Wunsche der Generale gegangen, so hätte man, wie es z. B. Blücher wollte, die Franzosen sofort über den Rhein verfolgt. Knesebeck rieth (7. November), man solle Napoleon bei Mainz festhalten, durch Bülow Holland erobern lassen, scheinbar Winterquartier beziehen, um dann unerwartet loszubrechen. Gneisenaus Feldzugsplan ging in ähnlichem Sinne dahin, „daß eine große Armee am Mittelrhein operire, die schlesische

Armee über den Niederrhein gehen und ihre Richtung gegen Mastricht und Antwerpen nehmen, die disponiblen Truppen der Nordarmee der Yssel sich bemächtigen, und eine Armee durch die Franche-Comté dringen sollte [1])."

Von allen diesen Vorhaben kam vorerst noch keines zum Vollzug; das einzige Lebenszeichen in dieser Beziehung war der mehrerwähnte Angriff auf Hochheim. Diesem folgte der Aufmarsch der schlesischen Armee, welcher vorläufig die Blokade von Mainz übertragen war, wobei das York'sche Corps den rechten Flügel mit dem Hauptquartier Wiesbaden, das Corps von Sacken den linken Flügel bis an den Main bildete, und Langeron hinter Beiden in Reserve verblieb. Am 14. November zog gemäß einer getroffenen Uebereinkunft das York'sche Corps über den Taunus nach Wiesbaden und dehnte seine Cavallerieposten am Rheine hinab bis Ehrenbreitstein aus. Von da an dauerte es wieder zwei Wochen, bis als Antwort auf Napoleons neues Aufgebot von 300 000 Mann Soldaten die in Frankfurt tagenden Verbündeten die Erklärung veröffentlichten, „sie wollten die Waffen nicht eher niederlegen, bis der Zustand Europas auf unveränderlichen Grundsäulen neu begründet sei und feste Verträge einen wahren Frieden gesichert haben würden." Nun, da es Ernst werden wollte, hielt der König von Preußen am 1. Dezember eine Revue über das in Wiesbaden liegende Corps ab. „Man hatte sich, nach Droysen [2]), so nett als möglich gemacht; freilich, neue Montirung gab es noch nicht; genug, daß die Löcher zugeflickt waren. Aber die Waffen waren blank und die Herzen treu und die Blicke stolz. Angesichts des Rheines von Mosbach nach Erbenheim standen die Truppen den Franzosen in Front in Fort-Montebello und auf der Petersau sichtbar; ein paar Paßkugeln, wie um sich zu melden, schossen sie ab, als der

1) Pertz, Gneisenau III. S. 558.
2) Leben Yorks II. S. 208.

König, vom Kronprinzen, von Blücher, York u. A. begleitet, unter dem jubelnden Hurrah der Truppen an der Front hinabritt. Dann folgte der Vorbeimarsch der Truppen. Der König bezeigte seine Zufriedenheit."

Die Bewegungen der Verbündeten am Rheine beunruhigten den Marschall Marmont im höchsten Grade. Bei Zeiten hatte er Mainz, woselbst an seiner Stelle der Befehlshaber des 4. Corps, Graf Morand, die oberste militärische Gewalt erhielt, zu dem Zwecke verlassen, um die ihm anvertraute Linie zu besichtigen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Die Stärke der ihm unterstellten Truppen war, wie bereits gemeldet, durch kaiserliche Befehle vermindert worden. Das zum Schutze von Mainz bestimmte 4. Corps sollte auf 30—40 000 Mann gebracht werden, indem aus der durch die Kaiserin am 9. Oktober 1813 und aus der vom Kaiser am 15. November 1813 angeordneten Aushebung 11 500 Mann für Mainz bestimmt wurden, die aber nach Marmonts Versicherung nicht ausreichten, um die durch den Typhus eingerissenen und noch drohenden Lücken auszufüllen. Von Anfang an zählte Marmont zu Denen, welche des Kaisers Ansicht über das Einstellen der Verfolgungen nicht theilten; mit der Zeit drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, der Feind werde über den Rhein setzen und zwar an einem Punkte auf der seiner Hut anvertrauten Linie. Seine Berichte fanden bei Napoleon keinen rechten Boden, indem der Kaiser den Gedanken an einen Uebergang der Verbündeten über den Rhein zurückwies und nur schlimmsten Falls eine Operation nach Holland im Auge hatte. Wie sonderbar mußte es unter diesen Umständen den Marschall Marmont berühren, daß Napoleon, fortwährend mit einem Feldzugsplane für das Frühjahr beschäftigt, am 16. November die Herstellung einer zweiten Brücke bei Mainz, die er schon früher befohlen hatte, in Erinnerung brachte, damit er demnächst rascher losschlagen könne! Inzwischen versäumte Marmont nicht, an den möglichen Uebergangspunkten, an den Mündungen

der Lahn und des Neckars, sich zu verstärken. Indem er am 19. November über diese Arbeiten dem Kaiser berichtete, fügte er hinzu: „Das Gros der feindlichen Armee ist noch immer gegenwärtig, der Rhein ist sorgfältig besetzt, aber die Armee cantonnirt mehrere Stunden dahinter; es scheint gewiß, daß ein Truppen-Corps, welches auf 15 bis 20 000 Mann geschätzt wird, vor Kehl vorbeigegangen ist und seinen Marsch nach dem Oberrhein fortgesetzt hat. Die Vorposten der preußischen Armee am Rheine beginnen zwischen Bingen und Coblenz, Alles, was weiter hinaussteht, sind Russen oder Preußen." Auch das machte keinen Eindruck auf den Kaiser, der am 20. antwortete, Marmont möge sich nicht ängstigen und seine Truppen in Ruhe lassen, zumal der Feind, wenn er über den Rhein gehe, am Niederrhein übersetzen würde. Das paßte so in Napoleons Combinationen und darin wollte er durch Marmonts Berichte nicht irre gemacht werden. Immer von neuem aber sprach dieser seine Befürchtungen aus, die sich denn auch später als begründet zeigten, wenn es auch nicht genau so kam, wie er sich dies dachte. Ein Uebersetzen zwischen Bacharach und Coblenz schien ihm unwahrscheinlich, ein Uebergang zwischen Mainz und Landau dagegen unzweifelhaft; demgemäß verlegte er auch sein Hauptquartier nach Worms (27. November), nachdem es eine Zeitlang in Oppenheim sich befunden hatte. Zur Bewachung der Nahe war das 1. Cavallerie-Corps und etwas Infanterie aufgestellt, bei Coblenz stand General Ricard auf der Wache; im Falle der Feind ihn zurückdrängen sollte, war er angewiesen, sich über Simmern und Kirchberg zurückzuziehen. Marmont selbst hatte vor, wenn er weichen müsse, nach der Saar zu marschiren, wo Ricard sich mit ihm vereinigen würde.

Als Marmont Mainz verließ, war hier Niemand im Zweifel, daß der Krieg seinen Fortgang nehmen werde. Waren auch die auf der Jenseite des Rheines liegenden Truppen keine Feinde der Bürger, so waren sie doch Feinde der Besatzung der Stadt, ein Verhältniß, das unwillkürlich die Erinnerung an die Belagerung des Jahres 1793

wach rief. Es bedurfte darum nicht erst des damals auftauchenden Gerüchtes, die Franzosen würden im Falle des Unterliegens die Stadt plündern, um die ohnehin schon so schwer heimgesuchte Bürgerschaft in die traurigste Stimmung zu versetzen. Der Ernst der Lage kam zur vollen Erkenntniß, als am Freitag den 17. Dezember der Maire der Stadt durch Trommelschlag bekannt machen ließ, daß künftig die Passage zwischen Mainz und Kastel über die Rheinbrücke ohne ausdrückliche und schriftliche Erlaubniß der Militärbehörde für Jedermann untersagt sei. Es geschah dies in Folge eines kaiserlichen Dekrets vom 7. Dezember, das auf der ganzen Strecke von Hüningen bis Wilhelmstadt den Verkehr zwischen den beiden Uferseiten verbot [1]).

Sobald aber einmal die Blätter die Nachricht brachten, Fürst Schwarzenberg habe das Schweizer Gebiet betreten (21. Dezember), und als zu gleicher Zeit Fürst Blücher sein Hauptquartier nach Schwalbach verlegte, da schien auch für Mainz die entscheidende Stunde gekommen zu sein. Unter den traurigsten Aussichten nahte der Sylvestertag heran, welchen man bis dahin in Mainz mit Lustbarkeiten aller Art zu beschließen gewohnt war. Von Kranken und Sterbenden umringt, von Außen bedroht, hatten die Mainzer diesmal keinen Sinn für Tanz und Zechgelage; viele Familien hatten Trauer, die verschont gebliebenen befürchteten, durch Theilnahme an lauten Vergnügungen das Schicksal herauszufordern. Dennoch sollte der Tag nicht ohne Jubiliren endigen. Gegen Abend verbreitete sich nämlich die Nachricht, Napoleon habe, unter Verzichtleistung auf alle Gebiete des rechten Rheinufers, den ihm angebotenen Frieden endlich angenommen. Vergegenwärtigt man sich die entsetzlichen Leiden, deren Zeuge die Bevölkerung in den

1) »Toute communication de l'une à l'autre rive du Rhin sera fermée depuis Huningue jusqu'à Willemstadt. On ne laissera ni entrer sur le territoire ni en sortir aucune personne, aucune poste, aucun courrier.«

letzten Wochen gewesen, so begreift man den raschen Uebergang zur lauten Freude bei der Aussicht auf baldige Erlösung. Leider sollte das Glück der Mainzer nur nach Stunden zählen! In derselben Nacht noch vollzogen die Truppen der Verbündeten den längst geplanten Uebergang über den Rhein an zwei Stellen zwischen Coblenz und Mannheim. Blücher selbst setzte bei Caub über[1]). Die preußische Avant-Garde unter Hühnerbein stieß auf Truppentheile, welche dem Corps des Marschalls Marmont angehörten und bald zurückwichen. Nach den preußischen Truppen sollten die russischen unter General Graf Langeron übersetzen. Das Corps des Letzteren, zur Beobachtung von Mainz bestimmt, konnte erst am 3. Januar am linken Rheinufer erscheinen; es marschirte sofort gegen Mainz, indem es die zur Beobachtung der Nahe aufgestellten französischen Truppentheile zurückwarf. Die außerhalb Mainz, in Oppenheim und Bingen, befindlichen französischen Abtheilungen zogen sich nach Mainz zurück, während die unterhalb Bingen befindlichen Corps in aller Eile über den Hunsrück nach der Saar marschirten, um sich mit Marmont zu vereinigen. Marmont eilte nach der Saar und verlegte sein Hauptquartier erst nach Forbach, dann nach Metz und Bar-le-Duc, während zur nämlichen Zeit Marschall Victor auf Luneville, und Marschall Macdonald auf Namur sich zurückzogen.

Das zur Blokirung von Mainz bestimmte Corps Langerons besetzte Laubenheim, Hechtsheim, Marienborn, Bretzenheim, Finthen, Gonsenheim und Budenheim, so daß Mainz von allen Seiten nunmehr umschlossen war. Nachdem Morand in Folge hiervon unterm 3. Januar 1814 über Mainz und Kastel den Belagerungszustand verhängt hatte, wurde in aller Eile mit der Ausbesserung und Ergänzung der Festungswerke begonnen. Auf

---

1) Erst am 22. Januar brachte der Moniteur die Nachricht von dem Uebergange über den Rhein; bis dahin war der Feind immer zurückgetrieben worden.

seinen Befehl wurden die Alleen und Häuser vor der Stadt niedergelegt. Den hierdurch schwer betroffenen Bewohnern des Gartenfeldes wollte die Nothwendigkeit der letzteren Maßregel umsoweniger einleuchten, als mit Rücksicht auf den General Reiset die Besitzung des Bruders desselben verschont blieb. Zu noch größerem Leidwesen mußten sie aber zusehen, wie die Soldaten Bäume, Balken und Einfassungen fortschleppten, während in der Stadt Alles über Mangel an Holz klagte.

In Mainz und Kastel war nunmehr das 4. Armeecorps mit einem Theil der Garde d'honneur eingeschlossen. Es sollte, wie schon erwähnt, dieses Corps auf 30—40 000 Mann erhöht werden, und zu diesem Behufe waren noch vor Thorschluß Rekruten nach Mainz befördert worden. Zur Berechnung der Truppenstärke, über die Morand verfügte, mag ein Schreiben des Kaisers vom 15. März 1814 dienen, in welchem er die Anordnung traf, daß Morand mit 9—10 000 Mann aus Mainz ziehen und darin nur noch eine Besatzung von 8—9000 Mann zurücklassen sollte[1]). Diese Mannschaft war aber zu jener Zeit nicht mehr in der vermutheten Stärke vorhanden, denn die Epidemie hatte die Reihen der Truppen stark gelichtet. Ueberhaupt war von vornherein mit der Besatzung nicht viel anzufangen, weil sie der Mehrzahl nach aus Rekruten bestand, die in aller Eile eingeübt wurden. Man erhält einen Begriff von der Tauglichkeit der Besatzung, wenn man den aus dem Anfang Januar stammenden Erlaß des Chefs des Generalstabs liest, worin dieser jeden Compagnie-Chef mit Strafe bedrohte, dessen Soldaten innerhalb acht Tagen ihre Flinten zu laden nicht erlernt hätten. Die in den Waffen geübte Mannschaft, etwa ein Drittel des Ganzen, hatte dabei, wegen der vielen Wachtposten, einen schweren Dienst, obwohl der Feind vor den Thoren sich ruhig verhielt. „Wir waren," so erzählt ein Garde d'honneur, „mitunter zehn

1) Corresp. XXVII. p. 372.

Tage auf der Wache, ohne abgelöst zu werden; wenn wir Patrouillen machten, fanden wir todte Militärs auf den Posten." Morand suchte sich auf jede Art zu helfen. So schuf er ein Bataillon von vier Compagnien aus den sämmtlichen Bediensteten der Mauth und der vereinigten Gebühren und gab demselben die entsprechende Zahl von Offizieren und Unteroffizieren aus der Linie. Sodann errichtete er eine Nationalgarde in Gemäßheit eines kaiserlichen Dekrets vom 17. Dezember 1813. Dieses Dekret [1]) hatte die Bewachung der Kriegsplätze und die Aufrechthaltung der Ruhe in denselben zum Gegenstande und gestattete die Aushebung von Nationalgarden aus der Zahl der höchstbesteuerten Hauseigenthümer der betreffenden Plätze und aus dem Kreise des Kaufmanns- und Gewerbestandes. Die auszuhebende Mannschaft, die sich selbst zu kleiden hatte, zerfiel in zwei Klassen; die Grenadiere erster Klasse bildeten vier Compagnien zu je 125 Mann und hatten mit der Linie die gleiche Zahl von Offizieren und Unteroffizieren, während die vier Compagnien zweiter Klasse mit nur je 75 Mann und einer geringeren Anzahl von Offizieren bedacht waren. Alle Sonntage hatten die Grenadiere sich zum Exerciren unter der Leitung der vom Kaiser zu ernennenden Offiziere einzufinden. Nach Bedürfniß konnten auch, gemäß desselben Dekrets, Artilleriecompagnieen aus denselben Elementen aufgestellt werden. Als nun Morand, auf Grund dieser gesetzlichen Vorschrift, die Errichtung einer Cohorte Grenadiere erster Klasse und einer Compagnie Artillerie anordnete, entstand eine große Aufregung unter der Bürgerschaft, der der Umfang der Pflichten dieser Nationalgardisten unbekannt war. Zur Beruhigung der Bürger erließ der Maire am 8. Januar eine Erklärung, in der es hieß: „Seine Majestät der Kaiser vertraut dem Kerne der Einwohner, Jenen, welchen ihr höchstes Interesse gebietet, die Ordnung aufrecht zu erhalten, die Waffen an, aber

1) Duvergier XVIII. p. 526, 527.

blos um damit eine nur zu leicht verführbare Menge, die sich an Wohnungen und an Eigenthum vergreifen könnte, in den Schranken der Pflicht zurückzuhalten." In kürzester Frist war die Mannschaft gestellt und ausgerüstet, so daß sie schon am 20. Januar Posten an dem Speisemarkte und an der Judenwache beziehen konnten. Die Garde blieb bis zum 16. Mai 1815 bestehen, von welchem Zeitpunkte an die sog. Stadtwehr an ihre Stelle trat. Kürzere Dauer war der Artillerie-Compagnie beschieden, die am 20. März 1814 aufgelöst wurde, als die Bürger sich weigerten, Uebungen an den Kanonen mitzumachen. Endlich ist noch zu bemerken, daß Morand im April 1814 aus Mainzer Schiffleuten eine Abtheilung Nationalgarde schuf, die als Pontoniers unter militärischem Commando Wachtdienst am Rheine und auf der Brücke zu versehen hatten.

Mit der Verkündigung des Belagerungszustandes gingen alle Gewalten der Civilbehörden, soweit es sich um die Aufrechterhaltung der Ordnung und der Polizei handelte, auf den Gouverneur über; weiter war ihm die Regelung des Dienstes aller Behörden übertragen. In der Ausübung der Polizei war der Chef der Militärgewalt befugt, sich ganz oder zum Theil durch einen zu ernennenden Prevot vertreten zu lassen, und soweit er die Aburtheilung der Uebertretungen einzelner Gesetze nicht den gewöhnlichen Gerichten überlassen wollte, konnte er Militärgerichte hierzu berufen.

Angesichts einer so großen Machtbefugniß des Gouverneurs drängte sich wohl Manchem die Besorgniß vor einem möglichen Mißbrauch der Militärgewalt auf. Es war im allgemeinen nicht viel Gutes zu erwarten, da es um die Sache Napoleons schlecht stand, und demgemäß die Bürgerschaft anfing, in der Besatzung nicht mehr ihre Freunde zu erblicken und umgekehrt. Dabei war Morand als ein schneidiger General bekannt, der, meist im Felddienste verwendet, mit den Geschäften der Verwal-

tung wenig betraut war. Morand (Charles Antoine Louis Alexis, geb. am 4. Juni 1771,) war rasch zu den höchsten Stellen emporgestiegen. Mit 21 Jahren zeichnete er sich bereits in der Cüstine'schen Armee aus, folgte dann den Fahnen Buonapartes nach Italien und Aegypten und wurde nach der Schlacht bei den Pyramiden zum Brigade-Chef befördert. Dann focht er gegen Preußen und Oesterreich und trug nach der Schlacht bei Wagram die Erhebung in den Grafenstand mit einer namhaften Dotation davon. Während des russischen Feldzuges wurde sein Name mit Auszeichnung genannt; sein Corps war das erste, welches den Niemen überschritt; auch auf dem Rückzuge hielt er sich lobenswerth[1]). In dem deutschen Kriege gehörte er dem 4. Corps Bertrands an, dessen Commando, wie schon erwähnt, in Folge der Abberufung Bertrands nach Paris an ihn überging. Wenn auch Morand nach dem Sturze Napoleons in den Dienst der Bourbonen übertrat, so hatte er doch so viel Anhänglichkeit an den Kaiser bewahrt, daß er nach des Letzteren Rückkehr von Elba sofort zu seinem alten Herrn hinüberging. Der Kaiser nahm ihn unter seine Adjutanten auf, und in dieser Stellung nahm er an dem letzten Feldzug desselben Theil. Zum zweiten Male machte er seinen Frieden mit dem neuen Gewalthaber, ward dann Commandeur der 6. Militär-Division und starb als Pair von Frankreich am 2. September 1835.

Zunächst äußerte sich die Thätigkeit Morands, wie begreiflich, in einer schärferen Handhabung der Polizei. Die damals in Mainz sich aufhaltenden Fremden wurden angewiesen, sich mit neuen Erlaubnißkarten zu versehen. Dienstfähige Offiziere der Armee oder unbeschäftigte Gesundheitsbeamten mußten um Verwendung im Dienste nachsuchen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten, durch die Gendarmerie aufgegriffen und

---

1) Ségur, Histoire de Napoléon et de la grande armée en 1812. I. ch. XI, II. ch. X.

auf die Petersaue zum Wachtdienste geschafft zu werden. Wirthslokale und andere dem Zutritt des Publikums geöffnete Häuser mußten um zehn Uhr geschlossen werden; nach elf Uhr durfte Niemand ausgehen, es sei denn, daß er durch einen Dienst hierzu genöthigt gewesen; für diesen Fall war ein Jeder angewiesen, eine brennende Laterne bei sich zu tragen und sich bei den Patrouillen und Wachtposten über die dienstliche Angelegenheit, die ihn über die Straße führte, auszuweisen.

Die Leitung der Polizei übertrug Morand dem zum Großprevot ernannten Gendarmerie-Obersten Boissard, der auch leichtere Polizeiübertretungen zu bestrafen berufen war. Ueber schwere Uebertretungen entschied, unter dem Vorsitze des Großprevots, ein aus sechs Richtern zusammengesetzter Gerichtshof, der s. g. Prevotal-Gerichtshof. (Mitglieder desselben waren: der kaiserliche Procurator Tissot, der Escadronchef der 25. Gendarmerie-Legion Doney, der Hauptmann Frejafond und Unterlieutenant Delettrée von der Reservecompagnie, der Douanen-Inspektor Dapat und der Advokat Groubental; als Gerichtsschreiber fungirte der Commis-Greffier Stephan Metz[1]), der später Anwalt und dann Obergerichtsrath und Bürgermeister der Stadt Mainz wurde.) Das Gericht hatte in Handhabung der bestehenden Criminal- und Polizei-Gesetze die vorgesehenen Strafen zu verhängen und konnte in Fällen, die durch besonderes Gesetz nicht vorgesehen waren, auf Geldbuße, Gefängniß und auf Zwangsarbeit an den Festungswerken oder in den Magazinen oder in den Straßen der Stadt erkennen, und zwar in letzter Instanz. Glücklicherweise ward das Gericht, einen Fall der Desertion ausgenommen, nur mit leichteren Fällen befaßt, mit Aburtheilung von Holzdiebstählen, Unterschleifen bei Weinlieferungen, Ueberschreitungen der Lebensmittel-Taxe u. dgl. Auch vom Groß-

1) Metz ist geboren zu Mainz am 11. November 1789, und daselbst verstorben am 18. November 1850.

prevot galt, nach Brühls Versicherung, der Spruch: Il n'est pas si diable qu'il est noir!

Neben der von dem Militär geübten Gewalt trat die Autorität der obersten Verwaltungsstelle in den Hintergrund. Dagegen wuchs von Tag zu Tag die Thätigkeit der Lokalverwaltung, der Mairie, indem diese als Vollzugsstelle den gesteigerten Anforderungen des Militärs und der Bürgerschaft zu entsprechen berufen war. Wer immer ein Anliegen hatte, wer der Hülfe bedurfte oder zu beschweren sich veranlaßt sah, der wendete sich an den vielgeplagten Maire Macké. Bald war es dahin gekommen, daß er außer Stand war, den Anforderungen des Dienstes allein zu entsprechen. Demgemäß ordnete die Präfektur an, daß sechs Mitglieder des Gemeinderathes mit dem Maire sich in die Arbeit theilen sollten. (Beschluß vom 6. Januar 1814.) Hiernach hatten Stadtrath Amtmann mit den Angelegenheiten der Einquartierung, Arnold mit den öffentlichen Arbeiten, Kertell mit Erledigung der Requisitionen, Lauteren mit der allgemeinen Verwaltung, Schaab mit der Polizei und Bögner mit den Finanzen sich zu befassen. An Stelle Arnold's trat später Stadtrath Kraetzer. Da die genannten Herren nicht ihre ganze Zeit dem Dienste widmen konnten, ruhte die Hauptlast auf den Schultern des Maires, welcher der schwierigen Aufgabe sich gewachsen zeigte. Dem um die Stadt wohlverdienten Maire hier ein besonderes Andenken zu widmen, möchte umsomehr am Platze sein, als er nach ausgestandenen schweren Sorgen bei dem Einzuge der Deutschen in Mainz seiner Stelle entsetzt und in Folge armseliger Hetzereien unwürdig behandelt, ja an seinem Vermögen geschädigt wurde, bis ihm endlich der neue Herr der Stadt eine einigermaßen entsprechende Stelle wieder übertrug. Franz Conrad Macké war geboren zu Krautheim am 2. Juli 1756 als der Sohn eines kurmainzer Amtsschreibers, welche Stelle fast ein Jahrhundert lang von Mitgliedern der Familie wie eine erbliche Würde bekleidet wurde. Auf den Uni-

versitäten Würzburg und Mainz zum Juristen ausgebildet, erhielt Macké bereits im Juni 1777 Verwendung im praktischen Dienste, indem Friedrich Karl Joseph von Erthal ihn zum Gehülfen seines kränklichen Vaters ernannte. Dem Einflusse der Familie von Hedersdorf, die sich bereits des Kranken angenommen hatte, ist es wohl zuzuschreiben gewesen, daß Macké im Jahre 1782 zum Polizeicommissär in Mainz befördert wurde, ein Amt, das er bis zum ersten Einzuge der Franzosen in Mainz verwaltete. Widerwärtigkeiten, denen er in seinem Amte begegnete, waren wohl die nächste Veranlassung zum Anschlusse Macké's an die Sache der Freiheit und Gleichheit, unter welchem Aushängeschilde damals in Mainz die alten Verhältnisse auf den Kopf gestellt wurden. Macké's Geschäftsgewandtheit, sein durch gewissenhafte Dienstführung erworbenes Ansehen bei der ganzen Bürgerschaft verschafften ihm das Vertrauen der neuen Machthaber, was seine Ernennung zum Procureur de la commune de Mayence zur Folge hatte. Als die kurmainzische Regierung im Juli 1793 nach Mainz zurückkehrte, ward Macké in die gegen die Anhänger der Franzosen eingeleitete Untersuchung verwickelt und verhaftet. Bei aller Erbitterung der Mainzer Emigranten über die Clubisten und deren Anhang, ließ man doch dem Charakter und den Verdiensten Macké's Gerechtigkeit widerfahren[1]), wie dies namentlich auch daraus erhellt, daß man im April 1794 Macké's Haft erleichterte und demselben demnächst (Juli 1794) eine Pension bewilligte, die bis zum Ende der kurfürstlichen Regierung ausbezahlt wurde. Nach dem Wiedereinzug der Franzosen in Mainz übertrug Rudler die Organisation der neuen Munizipalität dem zum Commissaire du directoire exécutif ernannten Macké. Nur kurze Zeit blieb er in dieser Stelle, indem er bereits am 22. Pluviose VI zum Präsidenten des Criminalgerichts in Mainz berufen wurde. Bei der Einführung der neuen Verfassung

---

1) S. Darstellung der Mainzer Revolution I. S. 306 Note.

ernannte der erste Consul Macké zum maire de la commune de Mayence (4. Frimaire IX); ein kaiserliches Dekret vom 18. März 1808 bestätigte denselben in seiner Stelle auf die Dauer von fünf Jahren; die letzte Erneuerung der Berufung erfolgte am 25. März 1813. Dem gewissenhaften, umsichtigen Beamten wurden verschiedene Auszeichnungen zu Theil. Am 5. Floréal XIII überreichte General Lorges dem Maire die Insignien der Ehrenlegion, zu deren Ritter der Kaiser ihn ernannt hatte; dann wurde Macké in den gesetzgebenden Körper gewählt. In seiner Eigenschaft als Maire einer guten Stadt wohnte Macké der Krönung Napoleons, seiner Trauung und der Taufe des Königs von Rom bei; bei letzterer Feierlichkeit war er von den Munizipalräthen Lauteren und Denys begleitet. In gleichem Maße, wie die Regierung den Leistungen Mackés zu jeder Zeit ihre Anerkennung zollte, war die Bürgerschaft von dankbarer Gesinnung gegen denselben erfüllt.

Im Zusammenhang mit der Umgestaltung des Geschäftsganges auf der Bürgermeisterei stehen eine Reihe von Verfügungen, welche sich mit den Anordnungen in den einzelnen städtischen Dienstzweigen und Einrichtungen beschäftigen. So erhielt am 11. Januar die Feuerpolizei eine neue Gestalt, indem ein Genieoberst unter dem Beirath von zwei Mitgliedern des Gemeinderathes die Leitung des Löschwesens übernahm. In den sechs Sectionen der Stadt befehligte je ein aus der Bürgerschaft entnommener Sectionschef, dem eine Anzahl Arbeiter zur Dienstleistung, namentlich zu Wachediensten beigegeben ward. Es mag hier gleich noch angeführt werden, daß man bei dem durch die Umstände gebotenen Mehrverbrauch von Holz der hieraus drohenden Feuersgefahr durch die Anordnung einer öfteren Reinigung der Schornsteine und Oefen zu begegnen suchte und insbesondere häufigere Fegungen in den Häusern der Schlosser-, Juden-, Seiler- und Scharngasse, sowie der Feuerstellen der Bierbrauer, Bäcker, Gastwirthe, Färber, Seifen- und Lichtermacher anordnete. (2. März.)

Auch der Dienst der Gerichte, namentlich des Straf- und Handelsgerichts, erfuhr eine theilweise Umgestaltung wegen der Unterbrechung der Verbindung mit dem Appellhofe in Trier und dem Cassationshofe in Paris. In Abänderung der gesetzlichen Bestimmung, wonach es dem Handelsrichter nicht gestattet war, Zahlungsfristen zu bewilligen, ermächtigte ein Erlaß des Gouverneurs vom 6. März das Handelsgericht, je nach den Umständen des Falls, dem Schuldner Termine nach billigem Ermessen zur Abtragung der Schuld zuzugestehen; gleichzeitig bestellte der Gouverneur eine aus vier Richtern und drei Handelsleuten zusammengesetzte Commission, um über die Berufungen in Handelssachen zu erkennen. Die Strafgerichtsbarkeit anlangend, so schaffte der Gouverneur den Rechtsweg der Cassation ab in Bezug auf Erkenntnisse der einfachen und Zuchtpolizeigerichte; als Ersatz der Berufung gegen die Erkenntnisse des Zuchtpolizeigerichts diente die Verstärkung des erkennenden Richterpersonals um zwei Mitglieder. Statt des Schwurgerichts führte der Gouverneur einen lediglich aus acht Richtern zusammengesetzten Gerichtshof, und statt des Spezialgerichtshofes eine aus fünf Richtern und drei Militärpersonen gebildete Instanz ein. Gegen Erkenntnisse des das Schwurgericht ersetzenden Gerichts ging die Berufung an einen besonders zu bildenden Revisionsrath. In derselben Verfügung wurde auch das Verfahren in Douanen-Sachen neu geregelt. (Beschluß vom 11. Januar.) Gegen das Ende des Monats März sah sich Morand noch veranlaßt, einen Gerichtshof zur Aburtheilung von administrativen Vergehen, die „eine Folge einer langen Reihe begangener Veruntreuungen“ seien, zu errichten. Derselbe hatte einen General (den Divisionär Taviel) zum Vorsitzenden und acht, theils aus dem Militär-, theils aus dem Civilstande entnommene Richter als Beisitzer und sollte seinen Dienst am 27. März beginnen.

Die Maßregeln, welche Morand in Bezug auf die Finanzverwaltung eintreten ließ, bezweckten ein rascheres Eintreiben

der Steuern und eine Vermehrung der Einnahmen, um die Bedürfnisse der Garnison zu bestreiten. Mag nun auch Morand seit der vollständigen Einschließung der Stadt sich in Geldverlegenheit befunden haben, so rechtfertigte dies nicht die Härte, Rücksichtslosigkeit und Ungerechtigkeit, mit welcher er gegen die Bürger voranging, die bei der herrschenden Noth für sich kaum das Nothwendigste aufzutreiben im Stande waren. Nach einer Verfügung vom 12. Januar mußten die bis dahin rückständigen Steuern in Mainz und Kastel, bei Vermeidung militärischer Execution, binnen drei Tagen entrichtet werden; am selben Tage wurde den mit Grund-, Personal-, Mobiliar-, Thür-, Fenster- und Patentsteuer Belasteten angekündigt, daß sie wiederum bei Meidung militärischer Execution die Hälfte des Jahresbetrags der Abgaben bis zum 15. Februar zu bezahlen hätten. Gleiche Drohung erging gegen die Schuldner der Domänen-Verwaltung, Tilgungskasse und anderer Staatsanstalten. Um rascher in den Besitz der Erbschaftssteuer zu kommen, kürzte Morand die Deklarationsfrist von sechs auf zwei Monate herab, und weiter verfügte er zu Gunsten der Staatskasse die Einziehung von allen Nachlassenschaften und Vermächtnissen, zu welchen abwesende Personen berufen waren.

Als wahre Erpressungen gestalteten sich die Maßregeln, die Morand anwendete, um, abgesehen von den Steuern, sich baares Geld zu verschaffen. Diese begannen mit einer am 15. Januar verfügten, gezwungenen Anleihe von 300 000 Frcs., welche sofort unter den reichsten Kaufleuten und den anderen Höchstbesteuerten ausgeschlagen und baar bezahlt wurden gegen Scheine auf die Tilgungskasse, bezüglich deren Morand versicherte, daß sie in ganz Frankreich zur Zahlung der Kaufpreise von veräußerten Gemeindegütern angenommen, bezw. nach Verfallzeit baar eingelöst würden. Als diese Finanzoperation sich bewährte, glaubte Morand auf dem eingeschlagenen Wege noch um einige Schritte vorangehen zu sollen. Nachdem er sein deßfallsiges Vorhaben dem



Conrad Mackë.

Maire, den Mitgliedern des Gemeinderaths und der Handelskammer und anderen Notabeln mitgetheilt hatte, legte er der Stadt ein monatlich zu leistendes Darlehen von je 200 000 Frcs. auf, das aber nicht durch einzelne Klassen von Bürgern aufgebracht werden sollte, indem ganz besonders hervorgehoben wurde, daß diesmal die Beamten und diejenigen Personen heranzuziehen seien, die bei dem ersten Anlehen gar nicht, oder nicht in entsprechender Weise betheiligt gewesen. Zur Sicherheit der Rückzahlung dieses Darlehens waren eine Reihe von Gefällen, eine Hypotheke auf ein Haus, der eventuelle Verkaufspreis von Häusern der Universität und des Kesselstadtischen Hauses (Bischofshof), sowie der in Mainz vorhandene Tabak (nach Abzug des Bedürfnisses der Garnison) bestimmt. Eine aus zwölf Mitgliedern bestehende Jury hatte auf Grund der bestehenden Steueransätze und nach Prüfung der Verhältnisse zu bestimmen, welche Bürger wegen Unvermögens von der Leistung der Beiträge befreit und bezw. welche Bürger und in welchem Betrage noch heranzuziehen seien. Jede der zahlungspflichtigen Personen hatte entweder den Betrag seiner Jahressteuer oder den von der Jury besonders festgestellten Antheil in zwei gleichen Theilen, je am 15. und 30. eines jeden Monats, zu entrichten. Die Arbeit der Jury war am 22. März vollendet. Die zu leistenden Beträge wurden rücksichtslos beigetrieben; selbst als bereits der Verkehr mit Paris wieder ermöglicht und damit der Grund zur zwangsweisen Erhebung von Geld hinweggefallen war, bestand Morand auf Zahlung und erklärte auf die Vorstellungen einer Deputation des Gemeinderathes, daß die Vorgänge in Paris keinen Einfluß auf die Verhältnisse in Mainz zu äußern vermöchten, und daß es ihm unthunlich sei, in den Ausgaben eine Einschränkung eintreten zu lassen. Gleichzeitig erfolgte eine Drohung an die Rückständigen, denen als letzte Frist noch zweimal 24 Stunden zur Leistung der Beiträge bewilligt wurden. Auch der Weg der Reklamation wurde durch die Ankündigung, daß vom 25. April an keine Be-

schwerden mehr angenommen würden, völlig abgeschnitten. Während von diesem Zeitpunkte an die mit der Zahlung im Rückstand gebliebenen Bürger rücksichtslos mit Einquartierung belegt wurden, ließ der Gouverneur, kurz vor seinem Abzuge, die als Unterpfand der Bürger bestimmten Tabaksvorräthe heimlich aus der Stadt schaffen[1]).

Von der gezwungenen Anleihe bis zur Requisition von Proviantgegenständen ist nur ein Schritt, und Morand war nicht der Mann, der sich scheute, diesen Schritt zu thun. Als der zu Ende des Jahres 1813 für die Garnison herbeigeschaffte Wein zur Neige ging, requirirte Morand am 16. Januar von der Stadt ein Quantum von 100 000 Liter. Ein Comité (bestehend aus den Gemeinderathsmitgliedern Kertell, Kraetzer, Haenlein und Herrgen) verständigte sich mit den Besitzern von Weinen, taxirte den Werth der letzteren und vermittelte die Lieferung. Im Februar verlangte Morand 250 000 Liter, was den Maire veranlaßte, die Besitzer von Weinen zu einer Deklaration über das Quantum und die Natur ihrer Vorräthe innerhalb dreier Tage mit dem Anfügen aufzufordern, daß Denjenigen, welche die Deklaration unterlassen würden, der ganze Vorrath entnommen werden sollte. Als nun im Monat März wiederum Wein requirirt wurde, machten Mitglieder des Gemeinderaths dem Grafen Morand Vorstellungen und baten ihn, die Austheilungen an die Garnison und an die Lazarethe herabzumindern, unter dem Hinweise darauf, daß in den zwei Monaten der dermaligen Blokade schon mehr Wein verbraucht worden sei, als während der ganzen Belagerung von 1793; dabei unterließen sie nicht, darauf aufmerksam zu machen, wie trotz der Abnahme der Zahl der Kranken in den Spitälern der Bedarf an Wein in denselben sich nahezu

1) Zur Schilderung der Stimmung in den Kreisen der schwer geprüften Bürger mag eine Eingabe an den Maire Macké dienen, die unter den Beilagen dieser Schrift Platz finden wird.

verdoppelt habe. Ohne Rücksicht auf diese Vorstellungen hielt Morand die Requisition für den Monat März in ihrem ganzen Umfange aufrecht und requirirte weiter für den Monat April, selbst als bereits die Nachricht von dem Einzuge der Verbündeten in Paris nach Mainz gekommen war.

Wie man mit dem requirirten Weine, im Ganzen 263 Stück $1\,^3/_4$ Ohm, umging, das läßt sich, angesichts der herrschenden Zügellosigkeit, leicht denken. Ein Augenzeuge, der täglich die Lazarethe besuchte, der nachmalige Medizinalrath Dr. Wittmann, erzählt, wie folgt: „Besoffen waren alle Angestellten vom Verwalter bis zu den Unter-Aerzten und Krankenwärtern, so oft wir kamen. Die Stadt mußte täglich große Lieferungen an Wein für das angebliche Bedürfniß der Lazarethe machen. Die Kranken bekamen wohl den wenigsten, denn das Preservat ging vor dem Sanat. Man erzählt sogar, daß täglich ein Theil der für die Lazarethe gelieferten Fässer wieder herausgegangen wäre, um in Geld verwandelt zu werden.“ Es ging hier, wie auch anderwärts; ein Opfer mußte fallen und zwar aus den Reihen der kleinen Gauner. So wurde ein Korporal, der im Lyzeum als Aufseher der Krankenwärter bestellt war, wegen Unterschlagung von 18 Liter Wein zu 3jähriger Gefängnißstrafe verurtheilt.

Als Gegenleistung für den gelieferten Wein erhielten die betreffenden Bürger Cessionen von unkündbaren, aus dem Eigenthum der früheren Regierung und der geistlichen Körperschaften herrührenden Kapitalien, indem die in den betreffenden Urkunden stipulirten Interessen zu dem zwanzigfachen Betrage angeschlagen wurden. (Beschluß vom 14. Februar.) Eine weitere Vergünstigung trat nach einem Beschlusse vom 3. April dahin ein, daß die Steigerer von Domänengütern zur Tilgung der noch ausstehenden Steigpreisziele mit Bons über geschehene Weinlieferungen bezahlen durften. Da diese Anordnungen Morands demnächst nur theilweise respektirt wurden, geriethen die Lieferanten in schweren Verlust. Welche Sorgen um das eigene Fortkommen auf den

Bürgern bei solchen Requisitionen des Militärs lasteten, das läßt sich aus der Thatsache abnehmen, daß, wie schon oben gesagt wurde, die Bürger nicht so leicht wie das Militär ihren Proviant in den letzten Wochen des Jahres 1813 herbeizuschaffen im Stande waren. Die unausbleibliche Folge hiervon war eine ungeheuere Vertheuerung der vorhandenen geringen Vorräthe, wobei freilich auch die Gewinnsucht Einzelner wiederum sich geltend machte. Anfangs, in den beiden ersten Monaten der Blokade, normirte die Mairie den Preis der Lebensmittel; da jedoch die Behörden die Erfahrung machten, daß die Taxen nicht eingehalten wurden, indem die Verkäufer sich weigerten, andere Preise zu nehmen, als ihre Verhältnisse es bedingten, nahm man von einer weiteren amtlichen Normirung völlig Umgang. Einzelne Nahrungsmittel gingen bald ganz aus, so z. B. Ochsen- und Hammelfleisch. Von April an mußte man sich an das Pferdefleisch gewöhnen, dessen Genuß das Gesundheits-Comité nach einer im Lyzeum angestellten Untersuchung den Bürgern anempfahl[1]). Am empfindlichsten machte sich der Mangel an Holz geltend, da der Winter 1813/14 zu den strengsten zählte.

Das Militär hatte sich mit Holz versehen lassen, allein es zeigte sich bald, daß mit dem herbeigeschafften Materiale, — meist junges nasses Tannenholz — in Spitälern, Bäckereien, Kasernen und Wachtstuben nichts anzufangen war. Kam es doch bei dem geschwächten Zustande der Garnison vor, daß Soldaten ihren Tod in den kalten Wachtstuben fanden. Der Not zu steuern, rissen die Soldaten Häuser ein in Weisenau und selbst in Mainz; so ist heute noch in den Protokollen der Hospizien-Commission zu lesen, daß eine Mainzer Familie in das Armenhaus aufgenommen

1) Im Zusammenhang mit der Einführung dieses Nahrungsmittels steht wohl ein Befehl des Grafen Morand vom 27. März, wonach alle Eigenthümer von Pferden aufgefordert wurden, bei Vermeidung der Wegnahme derselben ein Verzeichniß über die ihnen gehörige Stückzahl innerhalb 24 Stunden einzureichen.

werden mußte, weil Soldaten ihr Häuschen im Kästrich zur Gewinnung von Holz niedergerissen hatten. Morand brachte System in dieses Verfahren, indem er, zu Anfang Februar, ein Verzeichniß derjenigen öffentlichen Gebäude fertigen ließ, die zur Beschaffung von Holz für das Militär niedergelegt werden sollten. In Folge seiner Anordnungen wurden demnächst die Maurizenkirche, das Jesuiten-Collegium, die Kapelle am churfürstlichen Schlosse, das Wohnhaus an der reichen Klarenkirche, die alte Münze, die ehemalige Dragonerkaserne und die sog. rothe Kaserne und andere Gebäude niedergerissen. Auch sollte damals ein Theil des Kapuzinerklosters niedergelegt werden, wogegen aber die Hospizien-Commission Einsprache erhob, indem sie ausführte, daß sie, im Falle eine solche Maßregel überhaupt angezeigt erschiene, des Holzes eher bedürftig sei, als das Militär. Das war ganz richtig, denn das Hospital war, wie begreiflich, stark belegt, auch von Soldaten, wofür niemals Ersatz geleistet wurde. Mit schwerem Gelde kaufte die Verwaltung Holz an, als ihre Vorräthe zur Neige gingen. Den Bürgern, die zu allem Ungemach noch unter dem Drucke von Einquartierung zu leiden hatten, war das Anschaffen von Holz sehr erschwert, da der Preis auf mehr als das Doppelte gestiegen war.

Bei Beginn der Blokade war in den Militärhospitälern schon etwas weniger Unordnung anzutreffen, als vorher. Nach und nach hatte die Kopflosigkeit und Ueberstürzung, wie sie in militärischen Kreisen in den Monaten November und Dezember geherrscht, einer etwas verständigeren Thätigkeit Platz gemacht; so sorgte man für bessere Unterkunft der Kranken, für größere Reinlichkeit in den mit ihnen belegten Räumen, für Trennung der Kranken von den Reconvalescenten, für welche letztere die Räume in den neuen Universitätshäusern eingerichtet wurden. Freilich ließ sich für die Nahrungsmittel, die mangels entsprechender Behandlung verdorben waren, ein Ersatz nicht schaffen, aber selbst von den guten Vorräthen ließ sich oft nicht der rechte Gebrauch

machen, weil das nasse Holz, dessen die Spitäler lange Zeit sich bedienen mußten, nicht geeignet war, um die Dürr-Gemüse weich werden zu lassen, was immer von Neuem Durchfälle erzeugte. Der Mangel an Wärme in den Lokalen machte sich in ebenso nachtheiliger Weise geltend. „Wir froren," so berichtet Dr. Wittmann, „in den geräumigen Sälen des großen Schloßhospitals bei der Inspektion wie die Hunde. Wie mag es erst manchem armen Reconvalescenten zu Muthe gewesen sein, der hier, mit erhöhter Sensibilität, abgemagert unter einer dünnen Decke liegen mußte."

Um den Dienst in den Spitälern besser zu regeln, ernannte Morand zu Anfang des Monats Januar eine militärische Sanitäts-Commission, zu welcher als einziger Civilarzt auch der Stadtarzt Dr. Franz Ignaz Wittmann zugezogen wurde. Täglich mußten die Mitglieder dieser Commission die einzelnen Spitäler und Ambulanzen des Militärs besuchen. Die Beseitigung der gröbsten Mißstände war auf diese Weise angebahnt, doch fehlte noch gar Vieles, um den Zustand der in der Zeit der Noth geschaffenen Spitäler als erträglich erscheinen zu lassen. Auch war nunmehr an eine ärztliche Behandlung eher zu denken, als zur Zeit, wo an allen Ecken und Enden der Stadt die Menschen in erschreckender Zahl hinweggerafft wurden. Immerhin waren es, der Hauptsache nach, nicht die Anordnungen Morands in Bezug auf Einrichtungen in den Spitälern, noch die ärztliche Kunst, sondern die Einwirkungen der besseren Jahreszeit, welche die Abnahme der Krankenzahl herbeiführten. Allgemein hatte man im Anfange gehofft, die anhaltende Kälte würde dem Umsichgreifen der Krankheit ein Ziel setzen. So hatte z. B. Napoleon noch im Dezember in einem Briefe an Marmont die Frage aufgeworfen, ob die Kälte die Zahl der Erkrankungen nicht vermindere[1]). Allein gerade während der härtesten Kälte wüthete die Krankheit am meisten, während mit dem Eintritte der gelinderen

1) Est-ce que le froid ne les fera pas diminuer? Correspond. XXVI. p. 595.

Jahreszeit die Zahl der Erkrankungen abnahm. Es wurde dies nicht allein in Mainz beobachtet (s. Wittmann), sondern auch in Hanau und Frankfurt (s. Wilbrand a. a. O. S. 74). In Mainz begannen schon im Februar die besseren Tage. Von da an wurde ein Spital nach dem anderen geschlossen. Bis zur Mitte des Monats März starben in Mainz täglich noch etwa hundert Personen, so am 1. März 103 (97 Militär, 6 Bürger), am 2. März 123 (113 Militär, 10 Bürger), am 8. März 113 (97 Militär, 16 Bürger), am 9. März 120 (103 Militär, 17 Bürger), während Ende März die Zahl der Verstorbenen auf 31 (25 Militär und 6 Bürger) herabgemindert war. Von den Militärlazarethen gingen jenes in der rothen Kaserne am 21. März, jenes auf dem Jakobsberg am 31. März, jenes im Stadionerhofe am 12. April, ganz ein; die Ambulanz in der Universität hatte schon vorher ihre Thätigkeit eingestellt.

Nach den Berichten der Mairie starben im Januar 4530, Februar 3813, März 1728 und April 473 Militär-Personen; in den Denkwürdigkeiten aus der Blokade von Mainz von Kissel werden die Ziffern für die betreffenden Monate höher, nämlich mit 6270, 4048, 1748 und 473, angegeben. Die Mairie beziffert die verstorbenen Civilpersonen im Januar auf 509[1]), Februar 445, März 308, April 178; in der Gesammtsumme berechnet sich nach den Bürgermeistereiberichten die Zahl der vom 1. November bis 1. Mai in Mainz verstorbenen Bürger auf 2485 Personen, eine Berechnung, die mit den Angaben Wittmanns, der die Summe mit 2445 Seelen angibt, übereinstimmt. Da die Seelenzahl der Bewohner von Mainz damals sich auf 24 500 belief, so sind gerade 10 Procent der Bevölkerung durch die Epidemie hinweggerafft worden, ein Verlust, wie ihn keine der anderen belagerten Städte, mit Ausnahme Torgaus, zu erleiden gehabt.

1) Holländische Ehrengardisten verbreiteten die Nachricht, es seien im Januar 1950 Bürger verstorben. S. Rheinischer Merkur, Jahrgang 1814. Nr. 15.

In den Bürgerhäusern war selbstverständlich früher Ordnung eingetreten, und Hülfe von Aerzten rascher zur Hand; auch äußerten bessere Nahrung, häufigeres Lüften und Ausräuchern der Krankenzimmer ihren Einfluß, um die Sterblichkeit verhältnißmäßig herabzumindern. Der Maire Macké erließ am 7. Februar eine Aufforderung an die Bürger, um sie, auf Grund eines von Dr. Wittmann erstatteten Gutachtens zu veranlassen, täglich die Zimmer ihrer Wohnung während der Mittagszeit eine Stunde lang zu öffnen und die Luft in den Wohnungsräumen häufig durch mineralsaure Räucherung zu reinigen; dabei lenkte er auch die Aufmerksamkeit der Bürger auf eine bessere und vorsichtigere Reinigung und Benutzung des Bettzeugs und der Kleidungsstücke von Erkrankten hin. Zur selben Zeit empfahl auch der Hospital-Arzt Dr. Renard die mineralsauren Räucherungen auf Grund einer 13jährigen Erfahrung und gestützt auf eine Zuschrift eines namhaften Gelehrten. (S. Mainzer Zeitung vom 17. Februar.)

Zur Zeit des Erlasses dieser Mahnung hatte, wie gesagt, die Heftigkeit der herrschenden Krankheit schon nachgelassen. Mit mehr Ruhe konnten sich die Aerzte ihrer Patienten annehmen, während vorher die Krankheit aller versuchten Heilmittel und aller Vorsichtsmaßregeln gespottet hatte.

Der Rathlosigkeit der hiesigen Aerzte gegenüber dem Wüthen der Epidemie gedenken, um dies noch zu erwähnen, die Knüttelverse des Belagerungsliedes, wie folgt:

Wittmann, der kleine Aesculap,
Durchfährt die Stadt in vollem Trab,
Studirt sich bald entzwei den Kopp',
Doch all' umsonst, der Tod siegt ob.
Die andern Docteurs schlichen hin,
Und Jeder hatte einen besonderen Sinn,
Der sagt: „trinkt Bier,“ Der sagt: „trinkt Wein,“
Herr A will ja, Herr B will nein.

Der hier wiederholt genannte, in der Sorge um die Kranken unermüdliche Dr. Wittmann war zu Mainz am 20. Mai 1773



Medizinalrath Dr. Wittmann.



Dr. Renard.

geboren. Auf der Universität seiner Vaterstadt ausgebildet, widmete er sich von vornherein nicht blos der Praxis, sondern auch dem Studium der Theorie seines Faches, in der Hoffnung, einmal einen Lehrstuhl besteigen zu können. Eine Zeitlang wurde dieser Wunsch erfüllt, indem Wittmann in der letzten Zeit des Bestehens der sog. medizinischen Schule in Mainz Anthropologie vortrug. Später trat er in den Hessischen Staatsdienst ein, ward Physikatsarzt in Mainz mit dem Titel eines Medizinalraths. Mit dieser Stellung verband er noch die Armenpraxis, mit welcher er bereits zu französischer Zeit war betraut worden. Als Früchte seiner angestrengten literarischen Thätigkeit sind besonders zwei preisgekrönte Arbeiten zu nennen: „Erfahrungen über die Ursachen der ansteckenden Krankheiten belagerter Festungen" (Mainz 1819), welche Schrift zum großen Theil auf die in den Jahren 1813 und 1814 in Mainz gesammelten Erfahrungen gestützt ist, und „das schwefelsaure Chinin als Heilmittel betrachtet" (Mainz 1827). Eine Reihe anderer Schriften hat Wittmann in Verbindung mit dem ihm befreundeten Hospitalarzte Dr. Renard herausgegeben. Es war für viele Familien, denen Wittmann während einer langen Praxis als unermüdlicher, wohlwollender Helfer zur Seite gestanden, ein großer Verlust, als derselbe sich krankheitshalber von seiner ihm liebgewordenen Thätigkeit zurückziehen mußte. Nach einigen, lediglich den Studien gewidmeten Jahren verstarb Wittmann am 8. Juni 1847 [1]).

Eine sehr angestrengte Thätigkeit entfaltete zu jener Zeit auch der schon mehr erwähnte Dr. Renard, als Armenarzt und Leiter des St. Rochus-Hospitals, an welches zu jener Zeit große Anforderungen gestellt wurden. Wieviele Personen damals in dem Spitale Aufnahme fanden, läßt sich heute nicht mehr feststellen, nur annähernd kann man durch Vergleichung der Ziffern

1) S. Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1847, und Gedenkbuch der 4. Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerei in Mainz 1840, S. 143 ff.

des Sterberegisters dieser Anstalt sich ein Bild von der Bewegung in derselben machen. In Mainz hatte der fast alle Kriege begleitende Typhus in den Jahren 1806, 1807, 1808, 1809 und 1810 zahlreiche Opfer verlangt; es betrug die Zahl der im Hospital gestorbenen Personen im Jahre 1809: 87, im Jahre 1810: 120, im Jahre 1811: 83, im Jahre 1812: 77. Was bedeuten aber diese Ziffern gegenüber der Thatsache, daß allein in den Monaten November und Dezember 1813 81 und in den 4 ersten Monaten des Jahres 1814 128 Personen in der Anstalt verstarben! Damals war nur ein Theil der heutigen Spitalräume zur Aufnahme von Kranken bestimmt, indem das Hospital noch zur Verpflegung der Invaliden diente. In Erkenntniß der Unzulänglichkeit der Hospitalräume suchte man im Dezember 1813 nach einem anderen, größeren Gebäude zur Aufnahme der Kranken; der Gedanke, die Entbindungsanstalt hierzu zu verwenden, fand die Billigung des Präfekten, konnte aber nicht zur Ausführung gebracht werden, weil der Hospizien-Commission die Mittel fehlten, die durch diese erweiterte Krankenpflege sich ergebenden Kosten zu bestreiten. Es hatte die Commission schon Mühe, bis sie nur für die im Hospitale aufgenommenen Personen die nothwendigsten Lebensmittel aufbrachte. Während das Militär Geld requirirte, mißlang der Commission der im Dezember 1813 gemachte Versuch, ein Kapital von 30 000 Frcs. aufzutreiben und hielt es ihr später, im Februar, schwer, ein Darlehen von dem mäßigen Betrage von 2200 Frcs. zu bekommen; sie mußte kleinere Kapitalien abtreten, von denen sie, nach Eintritt besserer Zeiten, einen Theil wieder als Geschenk zurückerhielt. Zur Vermehrung der Sorgen diente noch die Erkrankung des Chefarztes, der zum Glücke aber sich bald so erholte, daß er seinen Pflichten wieder nachkommen konnte. Der nicht blos um das Spital, sondern auch um die ganze Stadt und um die Arzneiwissenschaft wohlverdiente Mann hat sich ein Anrecht auf nähere Beachtung erworben.

Johann Claudius Renard, geboren zu Mainz am

23. Februar 1778, widmete sich von 1797 an, unter der Leitung der Professoren Ackermann, Leydig, Weidmann u. A. dem Studium der Medizin auf der medizinischen Schule, die als Rest der ehemaligen Mainzer Universität sich hier erhalten hatte. Nachdem er bereits als praktischer Arzt in Nieder-Saulheim und dann in Mainz thätig gewesen, promovirte er nach Gründung der kaiserlichen Universität zu Paris am 31. August 1808, bei welcher Gelegenheit er unter den berühmten Lehrern jener Hochschule, Pinel, Corvisart, Boyar, Richeraud u. A. öffentlich defendirte. Eine Zeit lang bekleidete schon Renard die Stelle eines Stadtarmenarztes, als der Präfekt Jeanbon-St. André, welcher Gelegenheit gehabt hatte, in seinem Hausarzte Renard einen talentvollen, strebsamen und gewissenhaften Mann kennen zu lernen, die Ernennung desselben zum Hospitalarzte in Mainz veranlaßte. Letzteres erfolgte kurz vor der Zeit, die uns hier beschäftigt. Bereits zur Zeit, als Renard nach vollendeten Universitätsstudien unter Führung Wedekinds in den Militärspitälern in die Praxis sich einzuführen begann, hatte er das Schicksal, vom Typhus befallen zu werden. Dasselbe Schicksal traf ihn, wie erwähnt, im Jahre 1814, doch war er bei dem zweiten Male nicht so gefährlich erkrankt, wie bei dem ersten Male, indem man damals bereits alle Hoffnung von Rettung für ihn aufgegeben hatte. Immerhin hinterließ die zweite Erkrankung ernste Folgen. Renard litt seit jener Zeit, besonders im Winter, an rheumatischen Fiebern, die ihm große Schonung auferlegten. Das war aber schwer zu vereinigen mit den Ansprüchen, welche, abgesehen von seinem Dienste, eine sehr bedeutende Privatpraxis an ihn stellten. Nach einem Besuche bei einem auf dem Lande wohnenden Kranken in der ersten Hälfte des Jahres 1826 verfiel Renard in eine langwierige Krankheit, von der ihn der Tod am 18. Dezember 1827 erlöste. In ehrenvoller Weise gedachte die Mainzer Zeitung vom 20. Dezember 1827 des verdienstvollen Wirkens dieses Mannes, dessen ausführliche Lebensgeschichte aus der Feder des Großherzog-

lichen Medizinalraths Dr. Wittmann die Nr. 33 des Jahrganges 1828 desselben Blattes brachte. „Wenn auf der einen Seite,“ so heißt es in der ersten Nummer, „die wissenschaftlichen Bestrebungen dieses Mannes ihm eine bedeutende Stellung unter den Gelehrten seines Faches sichern, so bleibt auf der anderen Seite sein Andenken allen denen, die sich je seines ärztlichen Rathes und Beistandes zu erfreuen hatten, sowie seinen zahlreichen Freunden, die ihn um seines milden, liebenswürdigen Charakters willen innigst verehrten, stets unvergeßlich.“ Einen besonderen Anspruch auf Dankbarkeit hatte er sich durch seine hingebende Thätigkeit während der Epidemie erworben; er war Mitglied der von Jeanbon-St. André berufenen Sanitäts-Commission und war, wie er selbst meldet, der Erste, der mit dem aus Paris berufenen Dr. Petit verhandelte und diesen über den Stand der Krankheit in Mainz nach Maßgabe der bereits gesammelten Erfahrungen unterrichtete. Was er diesem vortrug und was er später noch beobachtete, das hat er in einer (oben bereits erwähnten) Arbeit in Hufelands Journal niedergelegt. Außer dieser Arbeit hat Renard, der unter den Gelehrten seines Faches einen geachteten Namen hatte, noch viele Schriften herausgegeben, die Zeugniß ablegten von einer großen Kenntniß der Literatur, wie nicht minder von einer großen Sorgfalt der Beobachtung und von einem scharfsinnigen Verwerthen der gewonnenen Resultate. (S. das Verzeichniß der Schriften Renards am Ende der Biographie von Wittmann). Diese Eigenschaften machten Renard, der eine Zeit lang die gerichtliche Medizin auf der provisorischen medizinischen Schule in Mainz vortrug, zu einer Zierde dieser Anstalt.

Auch die übrigen Aerzte in Mainz waren nach Kräften bemüht, ihren Mitbürgern sich nützlich zu machen. Zunächst sei hier der beiden anderen Aerzte gedacht, die mit Renard der Sanitäts-Commission angehörten, des Dr. Thomas Jensen (geboren 6. Dezember 1763, gestorben 13. November 1841), dessen Andenken noch zu unseren Zeiten in vielen Familien hiesiger

Stadt fortlebte, und des in der gelehrten Welt als Anatom, wie in der Praxis als geschickter Operateur hochgeschätzten Dr. Peter Joseph Leydig (geboren 6. Oktober 1775, gestorben 4. September 1828). Letzterer hatte seine Studien in Würzburg gemacht, sich dann 1797 in Mainz als Wundarzt und Geburtshelfer niedergelassen und in dieser Stellung sich so vorzüglich bewährt, daß er als Prosector an das anatomische Theater in Mainz und demnächst als Professor der Anatomie und Physiologie an die provisorische medizinische Schule in Mainz berufen wurde. Später und bis zu seinem Lebensende wirkte er als Leiter der hiesigen Entbindungsanstalt. Der Großherzog von Hessen, den er bei einem schweren Leiden behandelte, zeichnete ihn durch Verleihung des Titels eines Geheimenrathes und Leibwundarztes aus. Der Thätigkeit des späteren Nachfolgers Leydigs in der Leitung der Entbindungsanstalt, des Dr. Bernard Anton Pizzala, ist bereits oben gedacht worden. Zur Zeit, als die Epidemie ihren höchsten Standpunkt erreichte, wurde in Ausübung seines Berufes der Professor Dr. Franz Karl Friedrich Sal. Anschel (geboren zu Bonn 16. Juni 1771) von dem Typhus befallen, dem er am 10. Januar 1814 erlag. Bei Gründung der Mainzer Centralschule erhielt er das Lehrfach der experimentalen Physik und Chemie, bei Errichtung des Lyzeums das Lehrfach der speziellen Mathematik. Er begann ein Werk: „Anfangsgründe der Naturwissenschaften,“ von dem nur ein Theil (1801) erschienen ist. Neben dem Lehrfache widmete er sich auch der ärztlichen Praxis. Daß die Armenärzte, Dr. Bernard Burkard (geboren 15. Dezember 1779, gestorben 19. März 1820), Dr. Georg Joseph Westhofen, (geboren zu Niederhöchstadt 1766, gestorben 4. April 1816) und Dr. Franz Erwin Sebastian Itstein, (geboren 8. Mai 1769, gestorben 14. März 1826) die Hände voll zu thun hatten, bedarf keiner Versicherung; ebenso hatten die Wundärzte, als Gehülfen der Aerzte, schon um deßwillen große Arbeit, weil damals noch häufig

Blutausleerungen im ersten Stadium des Typhus von den Aerzten angeordnet wurden; namentlich hielten die Franzosen viel auf Aderlässe[1]). Aus dem Kreise der Wundärzte und Heilgehülfen forderte die Krankheit, wie schon oben angedeutet, ebenfalls ihre Opfer.

Unter denen, die außer den Aerzten den Kranken und Armen ihre Hülfe angedeihen ließen, verdient der damalige Bischof von Mainz einer besonderen Erwähnung. Sein und seiner Umgebung Beispiel trieb Manchen zur Nachahmung an, den Angst oder andere Rücksichten bisher von den Stätten des Unglücks fern gehalten hatten. Wie er zur Fastenzeit des Jahres 1814 in einem Hirtenbriefe der aufopfernden Thätigkeit der Mainzer Bürger ein schönes Denkmal gesetzt hat, so möchte ein Hinweis auf sein Leben und Wirken als eine wohlverdiente Huldigung hier Platz finden. Ludwig Colmar, geb. zu Straßburg am 22. Juni 1760 widmete sich nach entsprechender Vorbereitung auf dem königlichen Collegium seiner Vaterstadt dem Studium der Theologie in dem dortigen Priesterseminare, das er, nach Empfang der heiligen Weihen im Jahre 1784 verließ, um eine Stelle an ebendemselben königlichen Collegium, das ihn herangebildet hatte, anzunehmen. Durch Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und strenge Pflichterfüllung hatte er sowohl als Lehrer wie als Seelsorger sich bereits einen geachteten Namen erworben, als der Ausbruch der französischen Revolution dem Wirken des eifrigen Priesters ein Ziel zu setzen schien. Er hatte den Eid auf die Civilconstitution verweigert und durfte demgemäß, bei Meidung schwerer Strafe, keine priesterliche Verrichtungen mehr vornehmen. Colmar blieb trotzdem auf seinem Posten, um im Geheimen der Erfüllung seiner priesterlichen

1) S. den interessanten Artikel von Hufeland: „Ueber die Kriegspest alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf das Aderlassen in derselben." Jahrgang 1814 des Journals der praktischen Heilkunde, 6. Heft, S. 1—136.

Pflichten obzuliegen. Es ist wahrhaft ergreifend, wenn man liest, wie Colmar unter stets wechselnder Verkleidung opferbereit und unerschrocken bei Tag und Nacht unter den treugebliebenen Katholiken wirkte und ihnen die Tröstungen der Religion zu Theil werden ließ. An die Zeit der ersten Christenverfolgung erinnert das Bild, welches Zeitgenossen von Colmars damaliger Thätigkeit und von den damit verknüpften Gefahren uns hinterlassen haben[1]). Erst nachdem Napoleon Friede mit der Kirche gemacht und mit dem Papste das Concordat abgeschlossen hatte, durfte Colmar wieder öffentlich auftreten. Noch hatte er keine Ahnung, wie groß der Wirkungskreis sein sollte, der ihm bestimmt war. Zur Erlangung der Erlaubniß, Krankenschwestern in der Pflege der Armen und Kranken in seiner Vaterstadt verwenden zu dürfen, machte Colmar eine Reise nach Paris, woselbst er mit einflußreichen Männern, Geistlichen und Staatsmännern, in Berührung kam. Damals suchte man in Paris einen würdigen Mann zur Besetzung des Bischofsstuhles in der neugebildeten Mainzer Diöcese. Nicht lange, so tauchte in jenen maßgebenden Kreisen der Gedanke auf, Colmar für den Mainzer Stuhl in Vorschlag zu bringen. Wie sehr er sich auch wehrte, die Herren, welche Colmar seiner vortrefflichen Eigenschaften und Gesinnungen halber hatten schätzen und lieben gelernt, ließen nicht nach, bis er dem ersten Consul, dem er bereits eine abschlägliche Antwort ertheilt hatte, nachgab und sich für eine Wahl bereit finden ließ. An jene Verhandlungen mit Buonaparte erinnert ein später an den ersten Consul gerichtetes, auf die Abstimmung über die Erblichkeit der Regierung in der Familie Buonaparte Bezug habendes Schreiben, dem wir folgende Stelle entnehmen: „Da ich, so schreibt der Bischof, von einer gerechten Furcht ergriffen, das Bisthum ausschlug, das Sie die Gewogenheit hatten, mir

1) S. die von Räß und Weis übersetzte Schrift: „Die christlichen Helden in der franz. Staatsumwälzung," S. 83 ff.

anzutragen," antworteten Sie mir: „„Das Vaterland und die Religion berufen Sie, es bleibt Ihnen nichts anders übrig, als zu folgen."" Colmar folgte dem an ihn ergangenen Rufe (6. Juli 1802), nachdem der Papst die Ernennung vollzogen hatte. Am 27. August 1802 in Paris durch Bischof Mannay von Trier consecrirt, zog Colmar alsbald nach Mainz über (29. September). Die Aufgabe, die hier seiner harrte, war eine in jeder Hinsicht schwere und mühsame. Seit Jahren fehlte es an einem Oberhirten, denn wenn auch in wichtigen Dingen Priester und Laien sich eine Zeit lang an die ehemaligen Mainzer Vorgesetzten wendeten, so fehlte diesen doch die Möglichkeit, in die Gestaltung der Verhältnisse des fremd gewordenen Landes in nachhaltiger Weise einzugreifen. Nach und nach hatten sich Mißstände eingestellt, die erfahrungsgemäß als Folgen mangelnder Oberaufsicht erscheinen. Allein nicht blos darunter hatte man hier zu leiden, sondern namentlich machte sich der wenig kirchenfreundliche Geist der Gesetzgebung und vielfach die noch weiter gehende Auslegung und Handhabung derselben durch die vollziehenden Beamten zum Nachtheil des kirchlichen Lebens geltend. Der neue Bischof, der Wandel auf diesem Gebiete schaffen wollte, war aber ein Fremder, dazu ein Fremder, der an seinem alten Vaterlande, für welches er so große Opfer gebracht, mit aller Liebe hing, und der in dem Beherrscher Frankreichs den Wiederhersteller der Ordnung verehrte. Das war nun in den Augen der alten Mainzer Priester, die im Herzen Deutsche geblieben waren und von den Franzosen nichts als Widerwärtiges erfahren hatten, keine besondere Empfehlung des neuen Oberhirten. Den Diöcesanen wäre wohl auch die Nachricht von der Beförderung eines Einheimischen lieber gewesen, da man es ohnehin schon als einen Mißstand erachtete, daß man in allen weltlichen Angelegenheiten sich an Franzosen wenden mußte. Man dachte nicht, daß die Berufung eines Fremden insofern ein Glück sei, als ein solcher weniger Rücksichten zu nehmen hatte, wenn er, um Ord-



Bischof Colmar.

nung zu schaffen, mit Entschiedenheit vorangehen wollte. Allein ein kurzer Aufenthalt Colmars in Mainz genügte, um alle Vorurtheile zu beseitigen; sein gutes Herz, sein apostolischer Eifer, seine Fürsorge um die Armen und Kranken hatten ihm bald die Liebe der Gläubigen, die Achtung aller derer, mit denen er in Berührung kam, erworben. Kaum hatte er festen Fuß gefaßt und die Verhältnisse seiner Diözese kennen gelernt, so war sein nächstes Ziel auf Errichtung eines Priester-Seminars und einer Vorbereitungsschule gerichtet, da ihm die Bedeutung der Vorbereitung des Clerus in bischöflichen Anstalten nicht entgangen war. Er erhielt die Ermächtigung für die betreffenden Anstalten, ohne damit sichergestellt zu sein gegen die obrigkeitlichen Quälereien, mit denen die bischöfliche Secundärschule im Interesse des kaiserlichen Lyzeums bis zum Ende der Fremdherrschaft heimgesucht wurde. Da der Bischof bei der Wahl der Leiter und Lehrer in beiden Anstalten vorzugsweise auf Männer verfiel, die im Elsaß entweder geboren oder gebildet waren, so entstand ein gewisser Antagonismus zwischen den alten Pfarrern und den neu berufenen Geistlichen bezw. deren Schülern, der um so erklärlicher war, als die Grundsätze, wie sie einst Blau, Dorsch u. A. im alten Seminare vorgetragen hatten, mit dem Streben nach Wiederbelebung kirchlichen Lebens, wie es der Bischof und sein Seminar sich zum Ziele gesetzt hatten, gar nicht zu vereinigen waren[1]). Auch dieser Gegensatz wurde, soweit thunlich, ausgeglichen; mit der Zeit brach sich die Erkenntniß von den reinen und edlen Absichten des Bischofs Bahn, und mehr als Worte wirkten die Thaten desselben, deren Eindruck sich Niemand entziehen konnte. Namentlich auf einem Gebiete wirkte sein Beispiel mächtig. In feierlicher Stunde, bei den ersten Worten, die er an die Mainzer richtete, gelobte er einst, daß die Armen und

---

1) Wie sich Lehne diesen Gegensatz dachte, siehe in Ges. Werken, III. S. 253, 254.

Kranken an ihm einen Freund und Tröster, einen Vater haben sollten. Colmar hat sein Wort eingelöst. Nur zu oft fand er bei den durch die Kriege erzeugten Krankheiten Gelegenheit, Werke der christlichen Barmherzigkeit auszuüben, so namentlich in den Jahren 1808 und 1809. Als nach den ersten Schlachten des Jahres 1813 Kranke und Verwundete in größerer Zahl nach Mainz kamen, eilte Colmar mit den Theologen des Seminars und mit den Schülern der bischöflichen Secundärschule in die Spitäler, um an der Pflege der Kriegsopfer sich zu betheiligen. Ebenso zog er mit Lehrern und Schülern in den ersten Tagen des November[1]) an den Rhein, wo Tausende um Hülfe und Obdach flehten. Ein Jeder mußte anpacken, um die Unglücklichen in Spitäler zu verbringen, Jeder mußte sich nach Kräften an den Stätten des Elends nützlich machen. Colmar „drang," so berichtet eine dem ersten Bande seiner Predigten vorausgeschickte Lebensbeschreibung, „in die ungesundesten, inficirtesten Winkel, speiste und tränkte die, welche noch Nahrung zu sich nehmen konnten, träufelte den halb Bewußtlosen die Arzneien und Brühen ein, legte sich neben Jene, welche beichten wollten, auf das Stroh und verharrte so lange bei ihnen, bis sie in seinen Armen gestorben waren." Die Bürger erbauten sich an seiner Hingebung, nicht minder erbaute er sich an den Zügen hingebender Nächstenliebe, die er täglich bei den Mainzern zu beobachten Gelegenheit

1) Kurz vor dem Eintreffen der flüchtigen Franzosen beschloß der Vorstand des Lyzeums die Räumung der Anstalt, die, gleich der Bonner Schule, dem Militär zur Einrichtung einer Kaserne oder eines Spitals zur Verfügung gestellt werden sollte. Daraufhin wurden die internen Schüler des Lyzeums nach Metz verbracht, während die Kinder der Mainzer Familien, welche als Externe bisher die Anstalt besucht hatten, hier blieben und ihren Unterricht in einem der Häuser des Victorstifts in der Betzelsgasse erhielten. Diese Schüler betheiligten sich ebensogut wie die übrige Jugend an den Werken der Barmherzigkeit ihrer Eltern. Hiernach ist eine Stelle in Guerbers Biographie des Generalvikars Bruno Franz Liebermann S. 257 zu berichtigen.

hatte. Diese allen Gefahren trotzende Opferwilligkeit rühmt der Bischof in seinem Hirtenbriefe vom 27. Januar 1814. „Ihr würdet,“ so ruft er Jenen zu, die nicht Zeugen des Wirkens der Mainzer waren, „die Bewohner gesehen haben, wie sie, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes und des Standes, in Mainz herbeieilten und sich zwischen die Todten und Sterbenden stürzten, wie sie denjenigen zur Stütze dienten, die sich noch fortschleppen konnten, dort mit vereinigter Kraft die andern weitertrugen. Ja, was sage ich, Kinder sogar, die sich diesem Werke der Liebe unterzogen und durch ihre Zahl und ihren Eifer ersetzten, was an Stärke ihnen abging. Ihr würdet tausend Hände gesehen haben, beschäftigt, die Einen diesen in den Schlachten gestümmelten und von Leiden abgezehrten Körpern eine Unterkunft und Lagerstätte zu bereiten, die Andern, nahrhafte Speisen denjenigen auszuspenden, die dieselben genießen konnten oder stärkende Getränke tropfenweise denjenigen in den Mund zu gießen, die kaum noch ein Zeichen des Lebens von sich gaben . . . Weiterhin, oder vielmehr allenthalben (wir sagen dies mit besonderem Troste) würdet ihr die Zöglinge unserer geistlichen Schulen und unseres Seminars erblickt haben, die, zeigend was das Priesterthum, zu dem sie sich vorbereiten, sich in Zukunft von ihnen versprechen dürfe, sich die mühsamsten und ekelhaftesten Verrichtungen einander streitig machten.“

Wie anderen Krankenpflegern, so erging es auch der Umgebung des Bischofs; auch aus diesen Reihen holte die tückische Krankheit sich ihre Opfer. „Das Priesterthum,“ so schreibt Colmar weiter, „hat empfindliche Verluste erlitten. Ach! du bist nicht mehr unter uns, geliebter Zögling unserer zärtlichsten Sorgfalt; du, dessen seltene Eigenschaften und ersten Versuche in der apostolischen Laufbahn uns zu so großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigten. Ein anderer Aloysius hattest du dir die verlassensten Kranken, die am stärksten verpesteten Orte zum Antheil gewählt. Wie dieser Heilige bist du in der Blüthe deiner Jahre, bei deinem Eintritte in das

Heiligthum erlegen! (Johann Nuß, Professor im Seminar, geboren 1788.) Du bist nicht mehr unter uns, du, sein Mitschüler, sein Freund wie sein Nacheiferer in der Laufbahn der priesterlichen Tugenden. Deine vielfältigen Arbeiten, deine wankende Gesundheit schienen dir keine hinreichende Ursache, dich der Gefahr zu entziehen; du hast sie mit ihm getheilet, mit ihm bist du ruhmvoll unter denselben erlegen! (Franz Philipp Weckesser, Vicar zu St. Ignaz, geboren 1787.) Und du, der Freund deiner Mitbrüder, der du die dreißig Jahre deines Priesterthums damit zugebracht hast, das Wort Gottes zu verkündigen, die Gewissen zu leiten, die Unglücklichen zu erquicken, Jedermann Dienste zu leisten, auch du bist uns entrissen worden. Du hast aus Gehorsam sowohl wie aus Eifer nebst deinen anderen nützlichen Arbeiten auch noch das mühsame Geschäft übernommen, die Krankenhäuser zu besuchen und den Sterbenden daselbst beizustehen und du bist als Opfer deines Gehorsams und deines Eifers gefallen! (Theodor Tamson, Mitglied des Franziskanerordens, Vicar zu St. Emmeran, geboren 1759.) Und so viele ehrwürdige Seelsorger, deren Namen und Tugenden ganze Gemeinden mit Thränen wiederholen und bis in die fernsten Zeiten wiederholen werden! (Heinrich Brand, Pfarrer in Alzey, geboren 1764, Johann L. Mick, Pfarrer in Landstuhl, geboren 1760 u. A.)" Glücklicher waren der Superior des Seminars, Franz Liebermann (geboren zu Molsheim den 30. September 1765, gestorben zu Straßburg den 17. März 1845) und der Seminar-Professor Käuffer, die von dem Typhus, der sie längere Zeit auf das Lager fesselte, sich wieder erholten[1]). Bischof Colmar überlebte das Ende der französischen Herrschaft nur um kurze Zeit. Er mußte von seiner Diözese ein großes Stück zur Bildung der Speirer Diözese hergeben. Mitten in den Sorgen um die Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Deutsch-

1) S. Guerber, Bruno Franz Liebermann S. 255 ff.

land wurde der unermüdlich thätige Oberhirt aus diesem Leben abberufen, am 15. Dezember 1818[1]).

Den Verdiensten der hier gefeierten Männer wird es keinen Eintrag thun, wenn zur Vervollständigung unseres Geschichtsbildes an dieser Stelle des wohlgemeinten Versuchs zweier Männer gedacht wird, ihren Mitbürgern durch Aufheiterung der herabgestimmten Gemüther einen Dienst zu erweisen. Wir haben hierbei im Auge jene scherzhafte poetische Correspondenz zwischen dem um die Pflege der Alterthumskunde, insbesondere um die Erforschung der römischen Alterthümer unserer Gegend so hochverdienten Professor Dr. Friedrich Lehne (geboren 8. September 1781, gestorben 12. Februar 1836), und dem wegen seiner Biederkeit hochgeschätzten Kaufmanne Nikolaus Lennig (geboren 8. März 1751, gest. 24. Dezember 1815, Vater des Dichters Friedrich Lennig.) Gar Mancher hat in jenen Tagen sich an den in den Grenzen des erlaubten Scherzes sich bewegenden Sticheleien zwischen Democrit und Heraclit[2]) erfreut. Das Nämliche läßt sich nicht von den auszugsweise bereits erwähnten Knüttelversen sagen, die nur durch die Häufung der Bilder in Darstellung einer großen Unflätherei Staunen erregen können[3]).

Der freudigen Augenblicke gab es selbstverständlich während der Zeit von der Retirade bis zur Aufhebung der Blokade nicht viele; es hätte darum die Regierung auch besser gethan, wenn sie die Feier des Jahrgedächtnisses der Krönung des

---

1) Sollte der in jüngster Zeit angeregte Vorschlag, eine Straße der Neustadt nach Colmar zu benennen, sich verwirklichen, so würde die Stadt eine Pflicht der Dankbarkeit gegen diesen Mann abtragen, den unsere Eltern hochverehrt haben.

2) Die sog. Blokade-Correspondenz ist abgedruckt im 5. Bande von Lehnes Schriften S. 399—415.

3) Wie man dazu kam, den Maire Macké als Verfasser dieses Gedichtes zu bezeichnen, ist kaum zu begreifen. Vielleicht ist durch eine Verwechslung mit einem gleichnamigen Sekretär dieser Irrthum aufgekommen.

Kaisers am 5. Dezember unterlassen hätte. Was sollte eine laute Feier bedeuten inmitten der Trauer um so viele Menschen, die wegen dieses Kaisers ihr Leben lassen mußten? Freudige Stimmung kam hier erst auf, als die Krankheit nachließ und als die erste Kunde von den politischen Ereignissen nach Mainz kam, welche eine Neugestaltung der Verhältnisse in Aussicht stellten.

Von der Verbindung mit Deutschland und Frankreich abgeschnitten, hatten die Mainzer bis zum Frühjahre 1814 keine Ahnung von den Ereignissen, die sich seit Beginn der Blokade in Frankreich abspielten. Nur soviel konnte man aus den Bewegungen der Armee der Verbündeten entnehmen, daß der Krieg in das Innere von Frankreich sollte getragen werden, zum erstenmal seit jenem verunglückten Zuge nach der Champagne. Bekannt war, daß der preußische General von Bülow mit einem Corps (Nordarmee) nach Holland gezogen, nachdem dort bereits in der Mitte November 1813 ein Aufstand gegen die französische Herrschaft ausgebrochen war. Weiter wußte man, daß die Hauptarmee unter dem Commando des Fürsten Schwarzenberg in der letzten Woche des verflossenen Dezembers ihren Weg durch die Schweiz genommen hatte, um von da aus in das Innere Frankreichs einzufallen. Endlich hatte man aus dem Rückzuge Marmonts die Richtung erkannt, in welcher die schlesische Armee unter Blücher voranging. Welchen Fortgang die begonnenen Operationen genommen, davon drang keine Nachricht nach Mainz. Nur zweimal kamen Blätter hierher, aus denen die Mainzer Zeitung, die bis dahin sich mit dem Abdrucke von Zeitungsnachrichten aus dem letzten Viertel des verflossenen Jahres beschäftigt hatte, dasjenige abdruckte, was der Sache Napoleons günstig erschien. So brachte sie aus den Nummern 59, 60 und 61 der Frankfurter Zeitung Mittheilungen über das Gefecht von Montmirail, in welchem Blücher zurückgeworfen und angeblich die russische Armee vernichtet wurde. Es war in Wirklichkeit Napoleon gelungen, durch eine Reihe von Bewegungen die schle-

sische Armee, welche längs der Marne nach Paris rücken wollte, von diesem Wege zurückzudrängen, wie er auch vorübergehend das Vordringen der Hauptarmee, die nach der Seine sich gewendet, aufgehalten hatte. Diese augenblicklichen Erfolge beeilte man sich in der angegebenen Weise aufzubauschen. Eine weitere Nachricht stellte den Abschluß eines für Napoleon günstigen Friedens in Aussicht. Zur Zeit, als die Mainzer Zeitung die Hoffnung auf Frieden zur allgemeinen Kenntniß brachte, waren allerdings in Chatillon seit dem 5. Februar Verhandlungen über einen künftigen Frieden im Gange, allein es war nur zu bald klar, daß es Napoleon nicht Ernst mit diesen Verhandlungen war, weßhalb unterm 1. März in Chaumont ein Tractat zu Stande kam, wonach Oesterreich, Rußland, Preußen und England sich verpflichteten, „im Falle der Weigerung Frankreichs den (in Chatillon) vorgeschlagenen Friedensbedingungen beizutreten, alle Kräfte ihrer Staaten zur nachdrücklichen Fortsetzung des jetzigen Krieges gegen Frankreich aufzubieten und im vollkommenen Einverständnisse zu verwenden.“ Ob außer diesen Zeitungsnachrichten nicht noch von Zeit zu Zeit Mittheilungen an Morand gelangten, mag dahingestellt bleiben; immerhin läßt sich vermuthen, daß er über die Wendung der Dinge in Frankreich unterrichtet war. Darauf deutet wenigstens die Strenge, mit welcher er bei Eintreibung der gezwungenen Darlehen und bei sonstigen Gelegenheiten verfuhr. Es deutet aber ferner darauf ein noch erhaltenes Aktenstück. Kaiser Napoleon trug, wie schon erwähnt, am 15. März dem Chef des Generalstabs der Armee auf, den Grafen Morand anzuweisen, sofort Mainz zu verlassen und den Befehl daselbst an den General Guilleminot abzutreten [1]). Mit etwa 9—10 000 Mann sollte Morand die Belagerung der festen Plätze aufheben, sich in die Vogesen und in das obere Elsaß werfen und so hinter dem Rücken der verbündeten Armeen manöveriren, ähnlich wie zur

1) Correspond. XXVII, 372.

selben Zeit der Commandant in Straßburg und jener von Mastricht angewiesen wurden, die festen Plätze an der Maas zu entsetzen, bezw. sich mit Napoleon zu vereinigen. Nach diesen Befehlen mußte der Kaiser unterstellen, daß eine Verbindung mit Morand thunlich sei, sonst würde er die betreffenden Weisungen nicht ertheilt haben. In diesem Sinne äußerte er sich in einem Briefe vom 1. März 1814, er wisse, daß die Landleute nach Mainz hereinkämen, wie sie wollten. Weiter unterstellte auch der Kaiser, die Blokirung von Mainz werde so wenig streng betrieben, daß Morand mit seinen Truppen ausziehen könne. Von dem Blokadecorps hatte er eine geringe Meinung; in seinen Briefen vom 25. Februar und 2. März nennt er das Corps einfach „Canaille", die zurückzuwerfen für Morand eine Kleinigkeit sein müsse. Dieser hütete sich wohl, mit seinen herabgekommenen Truppen etwas zu beginnen. Nur zweimal wagten dieselben, Recognoscirungen nach dem Hechtsheimer Berge und nach Fort Montebello vorzunehmen. Weiter kamen sie nicht. Auch die Mainzer merkten, wie lässig die Einschließung der Stadt und Festung betrieben wurde, schlossen aber daraus, die Verbündeten seien sicher, über kurz oder lang ohne weitere Kraftentfaltung in den Besitz von Mainz zu kommen.

Die um Mainz lagernden Truppen standen anfangs unter dem Commando des Generals Graf Andrault Langeron. Dieser, ein geborener Franzose (geboren zu Paris am 13. Januar 1763), war bei Beginn der französischen Revolution aus seiner Heimath emigrirt und nach Rußland gegangen, woselbst er in Kriegsdienst trat. Er machte demnächst die Feldzüge in Bessarabien, in der Moldau mit, kämpfte gegen die Franzosen in den Niederlanden, bei Austerlitz und während des russischen Feldzuges. Der schlesischen Armee zugetheilt, kämpfte er in Schlesien und nachher bei Leipzig. Als Blücher nach den Gefechten bei Montmirail zum Rückzuge gezwungen, seine Truppen sammelte (16. Februar), konnte er den kriegserfahrenen General, den er von Mainz

zurückgelassen, bei seiner Armee nicht entbehren, weßhalb er ihm den Befehl zukommen ließ, in Eilmärschen mit seinen Truppen zu der schlesischen Armee zu stoßen. Von da an ward der Name Langerons genannt wo immer die Armee, der er zugetheilt war, in den Kampf kam. Zum Ersatz für die von Mainz wegziehenden Truppen rückten demnächst Landwehrleute ein, die zu dem der schlesischen Armee zugetheilten 5. Corps des Herzogs Ernst von Coburg gehörten, welches Corps nach den Vereinbarungen in Frankfurt vom 24. und 26. November 1813 aus Berg, Nassau, Waldeck, Lippe, Coburg, Meiningen, Hildburghausen und Mecklenburg sich rekrutirte und eine Stärke von 9230 Mann hatte. Mitte Februar war Herzog Ernst als General-Lieutenant in russische Dienste getreten, übernahm dann als solcher das Commando über den Rest der vor Mainz verbliebenen russischen Truppen und besorgte die Sicherstellung der Communication des Gros der Armee sowohl mit deren Depots als mit den verschiedenen Festungen bis an die Grenzen Lothringens, sowie die Ueberwachung des Verpflegswesens der Armee.

Die erste, kaum noch zu verkennende Andeutung eines inzwischen eingetretenen Wechsels der Dinge erhielt Mainz am Abende des 7. April, als das Schloß zu Biebrich und die Häuser des Ortes Hochheim beleuchtet erschienen. Der Beleuchtung folgte am frühen Morgen des folgenden Tages ein Freudenfeuer, indem auf der Kasteler Seite einige Salven aus grobem Geschütze gegeben wurden. Im Laufe des Tages, nachdem man über den Anlaß zu diesen Ereignissen in allen möglichen Vermuthungen sich ergangen hatte, verbreitete sich das Gerücht, die Verbündeten seien in Paris eingezogen. In Wirklichkeit hatte die Besatzung von Paris am 30. März capitulirt, worauf am folgenden Tage die siegreichen Verbündeten ihren Einzug in der Hauptstadt des französischen Reiches hielten. Am 2. April entsetzte der Senat den Kaiser Napoleon und dessen Familie des Thrones und berief das Oberhaupt des Hauses Bourbon, sich die Krone seiner Väter

wieder aufzusetzen. Der letzte Schuß in diesem Kriege gegen Napoleon fiel am 10. April 1813 bei der Armee Soults vor Toulouse, indem dem genannten Führer die Ereignisse bei und in Paris noch unbekannt waren. Am folgenden Tage Mittags zwischen 12 und 2 Uhr ertönten die Kanonen des Blokadecorps um Mainz, aus Anlaß der hierher gelangten Nachricht der Absetzung Napoleons. General Morand erhielt am 12. den ersten Courrier von Paris, der die inzwischen im Senate gepflogenen Verhandlungen, ferner Depeschen und Briefe brachte. Die Senatsverhandlungen wurden sofort am folgenden Tag durch das Journal du Mont-Tonnerre, dessen Redaktion nicht Zeit genug hatte, eine Uebersetzung herzustellen, in französischer Sprache mitgetheilt. Der Veröffentlichung schloß sich folgende Proclamation Morands an die Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten des 4. Armeecorps und der 26. Militär-Division an:

„Ihr habt in den Pariser Blättern sowie in den Briefen Euerer Verwandten und Freunde die Akten des Senats und des gesetzgebenden Körpers, die Abdankung des Kaisers und die neue Constitution von Frankreich gelesen. Unsere Pflichten sind in den beiden Worten enthalten: Gehorsam und Treue der Regierung des Vaterlandes.

Das Herz der alten Soldaten war nicht gleichgültig gegen das Unglück ihres Generals; auch weiß ich, daß mehrere wegen ihrer Zukunft besorgt schienen. Ermuthigt Euch! der Fürst, den die Vorsehung uns nach so vielen Leiden und Stürmen wiedergibt, weiß besser als irgend Jemand, daß die Tapferen, die edlen Herzen, die Männer ohne Furcht und Tadel, die einzigen Stützen des Thrones und des Vaterlandes sind; sie werden seine liebsten Kinder sein, weil sie die Stärke und der Stolz Frankreichs sind. Die Belohnung Eurer Dienste ist eine Schuld Frankreichs — er wird sie zahlen; deß ist uns die Constitution und sein Wort Bürge. Was könnten wir von einem Fürstenhause fürchten, das unsere Voreltern während so vieler Jahre verehrt haben, und gäbe es einen Franzosen, der Heinrich IV. vergessen hätte?“

Hatte nun auch die provisorische Regierung dem General Morand über die künftige Bestimmung der Rheinländer nichts Bestimmtes mittheilen können, so hätte doch Morand sich selbst sagen müssen, daß die Deutschen den Feldzug nicht unternommen hatten, um nach Besiegung des Feindes demselben zu lassen, was er wider Fug und Recht an sich gebracht hatte. Gerade wie einzelne Central-Stellen in Paris nichts Eiligeres zu thun hatten, als Instruktionen an die Beamten in den bisher von der Verbindung mit Paris abgeschnittenen deutschen Ländern zu senden und die Rückkehr der vor den Deutschen entflohenen Beamten anzuordnen, so glaubte auch Morand, es sei seine erste Pflicht, den Mainzern begreiflich zu machen, daß der Regierungswechsel in Paris ohne Bedeutung sei für das seiner Autorität unterstellte Gebiet. Demgemäß erließ er an die Beamten, an die Bürgermeisterei und an den Gemeinderath, an die Geistlichkeit und an die Offiziere der National-Garde die Einladung, durch schriftliche Erklärung der neuen Regierung und dem künftigen Könige Ludwig XVIII. zu huldigen, welcher Weisung die Eingeladenen am 18. April nachkamen. Er fuhr fort in der Erhebung der Zwangsanleihe, und zwar in der schroffsten Weise.

Das Einzige, was auf einen demnächstigen Abzug der Franzosen hindeutete, konnte in dem schon erwähnten Fortschaffen des der Regierung gehörigen Tabaksvorrathes und in der von Morand betriebenen Versteigerung der Einrichtung des kaiserlichen Schlosses gefunden werden.

Nicht blos den Bürgern der Stadt Mainz, sondern auch den Führern des Blokadecorps wurde die Zeit lang, bis Morand seine Anstalten zum Abzuge traf. Bereits am 14. April ließ Herzog Ernst von Coburg in dieser Richtung eine Anfrage an Morand stellen, ohne damit vorerst Etwas auszurichten. Die Angelegenheit kam erst in Fluß in Folge einer zu Paris am 23. April abgeschlossenen Convention, durch welche (Art. 3) die Festungen am Rhein, welche nicht innerhalb der französischen

Grenzen vom 1. Januar 1792 lagen, und die zwischen dem Rheine und eben dieser Grenze gelegenen innerhalb 10 Tagen, von Unterzeichnung der Convention an, übergeben werden sollten. Jetzt machten auch die Bürger aus ihrer Freude über die glückliche Wendung der Dinge kein Hehl mehr. Wie aus einem schweren Traum erwacht, athmeten sie wieder auf, als am 30. April die Thore auf der linken Stadtseite geöffnet wurden; von den Dörfern eilten die Leute herbei, um der bedrängten Stadt Lebensmittel zuzuführen. An der Rheinseite riß die Mainzer Jugend die zugemauerten Thore wieder auf. In dem Freudentaumel schien man die Gegenwart der Franzosen gar nicht zu beachten; diese mußten zusehen, wie alsbald auf den Straßen die französischen Adler, und was sonst noch an die französische Regierung erinnerte, entfernt wurden. Dabei stand allerdings zu besorgen, daß die Soldaten der Garnison, die seit dem 30. April zum Abzug rüsteten, der Stadt einen Denkzettel hinterlassen würden. Es war das um so mehr zu besorgen, als in jener Zeit das Militär gegen die Vorgesetzten sich unbotmäßig benahm; ja selbst die Offiziere, die seit Mitte Januar keinen Sold mehr bekommen hatten, ließen es sich beigehen, den Gouverneur auf offener Straße anzuhalten und ihren rückständigen Sold zu verlangen. In ihrer Angst sendete am 1. Mai die Bürgermeisterei eine Deputation (bestehend aus den Gemeinderaths-Mitgliedern Kraetzer, Peter Mayer, Christian Lauteren und Nikolaus Amtmann) nach Oppenheim in das Hauptquartier des Herzogs Ernst, um mit diesem über die Anordnung der nothwendigen Maßregeln sich zu besprechen. Zum Glück war die Besorgniß der Mainzer unbegründet; die Aufstellung der Nationalgarde, die zwei Tage und Nächte unter den Waffen blieben (2.—4. Mai), genügte, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Am 3. Mai erging dann an die Bewohner der Städte Mainz und Castel die nachfolgende Bekanntmachung:

„Nachdem unterm 23. vorigen Monats eine förmliche Waffen-

stillstands-Convention zwischen den hohen verbündeten Mächten und Frankreich geschlossen worden, in welcher auch die Uebergabe der Festungen Mainz und Castel stipulirt ist, so haben Seine Durchlaucht der die verbündeten Armeen en chef commandirende Kaiserlich-Königlich-Oesterreichische Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg den Unterzeichneten unterm nämlichen Tage bevollmächtigt, im Namen der Allerhöchsten Alliirten morgen den 4. Mai die Plätze Mainz und Castel zu übernehmen.

Da nun in Folge der oben erwähnten Stipulation die bisherige französische Garnison morgen früh ausmarschiren und die alliirten Truppen des unter dem Befehle Sr. Durchlaucht des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg stehenden 5. deutschen Armee-Corps in Mainz und Castel einrücken werden, so mache ich Solches den sämmtlichen Einwohnern der beiden Städte in der Ueberzeugung bekannt, daß selbe bei dem Aus- und Einmarsch der Truppen durch ein ruhiges und stilles Betragen der von ihnen gehegten Erwartung vollkommen entsprechen werden.

Mainz, den 3. Mai 1814.

Der Königlich Baierische Divisions-General und erste Commandant der Festungen Mainz und Castel:

Delamotte."

Am Tage nach dieser Bekanntmachung, Mittwoch den 4. Mai, des Vormittags 10 Uhr, rückte die durch die Epidemie bedeutend reducirte Besatzung, im Ganzen noch etwa 12 000 Mann, zum Neuthor hinaus, worauf das Blokade-Corps unter Herzog Ernst von Coburg in ununterbrochenem Zuge von 11 $^{1}/_{2}$ Uhr bis 3 Uhr Nachmittags einmarschirte. Groß und Klein war auf den Ruf: „Die Deutschen kommen" herbeigelaufen; war es doch, als wenn der Anblick dieser Truppen die Erinnerung an die letzte schmerzhafte Zeit mit einem Male verbannt hätte. Gerne reichte der Bürger jetzt den einquartierten Soldaten, was ihm noch geblieben war. Den festlichen Tag beschloß eine allgemeine Illumination der Stadt.

Bezeichnend ist eine Aeußerung Morands, die ihm an diesem Tage entschlüpft sein soll. Nach der Mittheilung des rheinischen Merkurs äußerte nämlich der General unverhohlen seinen Aerger darüber, daß er eine Festung wie Mainz ohne Schwertstreich habe übergeben müssen, indem er gleichsam drohend hinzufügte, der Friede könne doch nicht lange dauern. Von einem der umstehenden Generale befragt, wie lange nach seiner Meinung die jetzigen Verhältnisse sich halten könnten, erwiderte er: »Pas vingt mois.« Dieselbe Anschauung gewann in Frankreich bald die Ueberhand. Die Franzosen betrachteten die Convention vom 23. April als eine Uebereilung, für welche Graf Artois später noch manchen Vorwurf hinnehmen mußte. Wagten doch französische Blätter, denen der Muth rasch wieder gewachsen war, geradezu zu behaupten, es wäre für die künftige Ruhe aller Nationen zu wünschen gewesen, daß Frankreich die Rheingrenze behalten hätte; das war der Dank dafür, daß die Verbündeten für Deutschland nicht auch die Länder zurückverlangt hatten, die früher Bestandtheile des deutschen Reiches gebildet hatten.

Wir begreifen recht wohl den Verdruß des abziehenden Generals und aller derer, die ihm folgten. Während 17 Jahren hatten sich die Franzosen daran gewöhnt, die für sie in jeder Hinsicht so wichtige Stadt mit dem von hier aus beherrschten Gebiete als einen Theil Frankreichs zu betrachten; schon hatte man geglaubt, eine Verschmelzung der verschiedenen Elemente inmitten der Einwohnerschaft erzielt zu haben, als mit einem Male der Verlust der Stadt die schönen Hoffnungen der Franzosen vernichtete. Nur brauchten sich die Franzosen nicht einzubilden, daß sie sobald wieder in den Besitz des Gebietes kommen würden. Der Feldzug nach Frankreich hatte zur Genüge gezeigt, wie ernstlich die deutschen Fürsten von der hohen Mission erfüllt waren, Deutschlands vollständige Befreiung zu verwirklichen und jede Spur der Fremdherrschaft zu beseitigen. Wie die Fürsten, so dachte das vielgeprüfte Volk. Die Mainzer blieben hinter der

allgemeinen Begeisterung der Nation nicht zurück. Sie hatten Gelegenheit gehabt, den Abgrund rücksichtsloser Militärherrschaft unter den Franzosen kennen zu lernen. Wem in dieser Hinsicht bis zum Jahre 1813 die Augen nicht geöffnet waren, der mußte in den letzten Tagen der Occupation von dem eigentlichen Charakter der bisherigen Gewalthaber überzeugt werden. Rücksichtslos hatte man nach den verhängnißvollen Tagen des November 1813 die Bürger ihrem Schicksale überlassen und ihnen noch im übermüthigsten Tone zugemuthet, das Wenige, was sie noch für sich hatten, herzugeben und Lasten zu tragen, welche auf andere Schultern gehörten. Ein Blick auf den Zustand der Stadt im Augenblicke des Abzugs der Franzosen genügte, um dem lang verhaltenen Grolle Luft zu verschaffen. Außerhalb der Thore lag Alles verwüstet, was in vielen Jahren mit Fleiß und schweren Kosten hergerichtet worden war; innerhalb der Stadt traf man fast in jeder Straße auf Schutthaufen, die Ueberreste der zur Steuer des Holzmangels niedergerissenen Häuser. In den Häusern dagegen, welche die Axt verschont hatte, sah man deutlich die Spuren einer schrecklicheren Gewalt. Da war kein Haus, aus welchem nicht in den letzten Monaten die Pest ihre Opfer herausgerissen hätte. Wie ein böser Zauber drückte die Verödung auf die Brust des beklommenen Beschauers. Trotz dieser Empfindung vergaß man für den Augenblick die überstandenen Leiden, um sich dem Eindrucke der lang ersehnten Befreiung hinzugeben. Mit Genugthuung durften die Mainzer auf die letzt verflossene Zeit hinblicken, in welcher sie in Werken der Nächstenliebe das Aeußerste geleistet hatten. Auch darauf waren sie stolz, daß die ersten Männer Deutschlands, so ein G n e i s e n a u, ihrem Verhalten das ehrendste Zeugniß ausstellten und ihre gutdeutsche Gesinnung rühmten.

Fünftes Kapitel.

Die provisorischen Verwaltungen; Besitzergreifung durch den Großherzog von Hessen.

Für die Bewohner der Stadt Mainz und der Umgebung, die so namenloses Elend ertragen hatten, gab es selbstverständlich keinen sehnlicheren Wunsch als den, unter der Leitung einer väterlich besorgten Regierung recht bald wieder Ruhe und Ordnung in Stadt und Dorf einziehen zu sehen. Dabei war es ebenso selbstverständlich, daß bei einem so tiefeinschneidenden Herrschaftswechsel, wie er sich bei uns mit dem Einzuge der deutschen Truppen vollzog, es für die Organe einer neuen Staatsgewalt keine wichtigere Aufgabe gab, als die, sich rasch mit der Lage und mit den Bedürfnissen der Bevölkerung bekannt zu machen und dann mit Wohlwollen und Schonung den Uebergang in die neuen Verhältnisse einzuleiten und durchzuführen. Nach diesen beiden Richtungen hin wendeten sich die Hoffnungen und Wünsche der Mainzer mit um so größerer Zuversicht, als in Deutschland überall lauter Jubel erschallte über die Wiedererlangung der Länder des linken Rheinufers, ein Jubel, wie er im Vaterhause ausbricht, wenn ein lang vermißtes Familienmitglied aus der Fremde zurückkehrt. Leider sollte der erste Eintritt in das Vaterhaus dem vorausgegangenen Jubel nicht entsprechen. Weil man sich nicht darüber einigen konnte, in



Freiherr von Jungenfeld
Oberbürgermeister.

welchem Theile des Hauses man die Wiedergewonnenen unterbringe, mußten diese sich mit einer „provisorischen" Unterkunft zufrieden geben, eine Zumuthung, die nicht geeignet war, den wie Stiefkinder behandelten Familienmitgliedern die erste Zeit nach der Rückkehr besonders behaglich zu machen. Zwei Jahre lang dauerte dieses „Provisorium"; zwei Jahre lang wurde Alles verschoben, was sofort hätte geschehen müssen, um die vielen Wunden zu heilen, aus denen das Land blutete.

Nach einer vom 21. Oktober 1813 zwischen den verbündeten Mächten abgeschlossenen Vereinbarung wurde für die Länder, welche das Glück der Waffen in den Besitz der Alliirten bringen würde, eine Centralverwaltung unter der Oberleitung des Freiherrn von Stein errichtet[1]). Diesem war, was unsere Gegend anlangt, die Verwaltung des General-Gouvernements vom Mittelrhein für die ehemaligen französischen Departemente vom Donnersberg, von der Saar, von Rhein-Mosel, unterstellt. Chef dieser Administration ward Justus Gruner (geb. am 28. Februar 1777 zu Osnabrück, gest. am 8. Februar 1820 zu Wiesbaden), der früher an der Spitze der preußischen Polizeiverwaltung gestanden und seit 1812 in russische Staatsdienste übergetreten war. „Ihm war," wie der rheinische Merkur vom 1. Februar 1814 nach seiner Ernennung meldete, „der Ruf eines redlichen, energievollen Mannes, eines Deutschen im besten Sinne des Wortes schon vorausgegangen, und Alle, denen die gute Sache am Herzen liegt, hatten seiner Ernennung zu dieser wichtigen Stellung sich erfreut." Von Trier, wo er zuerst seinen Sitz aufgeschlagen, kam er nach Coblenz und dann nach Mainz[2]) (5. Mai). Von Trier aus bestellte Gruner zum Gouvernements-Commissär mit den Functionen eines Oberpräfecten des Donnersberger De-

1) S. Die Central-Verwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn von Stein. Deutschland 1814. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein, III. S. 444 ff.

2) Gruner wohnte in dem ehem. Bassenheimer Hofe.

partements den Baron von Otterstedt, der erst seinen Sitz in Worms hatte, und nach Aufhebung der Blokade mit Herzog Ernst von Coburg von Oppenheim nach Mainz kam. Diesem waren Directoren mit den Functionen von Unterpräfecten (für Mainz: Wieger) unterstellt. Die Dauer der Vollmachten von Gruner und von seinen Untergebenen war so kurz, daß von einem nachhaltigen, eingreifenden Wirken der von dem besten Geiste beseelten Beamten die Rede nicht sein konnte. Von Gruners Anordnungen sind hauptsächlich die Sistirung der Veräußerung der Gemeindegüter und der Zahlung der französischen Kriegssteuer, sowie die Rückgabe der dem Universitätsfonds entzogenen Immobilien zu erwähnen. Nach einem Beschlusse vom 1/13. Juni 1814[1]) erhielt der Fonds der Universität zurück:

„1. Das ganze Stadtviertel, sonst genannt die Altmünster-Häuser;

2. das armen Klaren- und Welsch-Nonnen-Kloster;

3. die letzten Reste und die Bauplätze des größtentheils eingerissenen ehemaligen Jesuiten-Klosters;

4. das sog. Seminarium und das große und verwüstete Domus Universitatis.

Dem neu zu begründenden Gymnasium wurden überwiesen:

1. Das ehemalige Lyzeums-Gebäude, mit Allem, was dazu gehört;

2. die acht Häuser in der Betzelsgasse, welche den Professoren und Administratoren des Lyzeums als Zubuße zu ihrem Gehalte zu Wohnungen eingeräumt waren;

3. Fünf Häuser westlich angrenzend an das Domus Universitatis, von welchen drei zu Domänen erklärt sind, und nun

---

1) Sammlung der unter dem General-Gouvernement des Mittelrheines und dann unter der k. k. österr. und königl. bayer. gemeinschaftlichen Landes-Administration zu Kreuznach und Worms erschienenen Verordnungen. Speyer 1819. S. 100 u. 101.

als Entschädigung für die in den verschiedenen anderen Besitzthümern verübten Verwüstungen den Fonds zugewiesen werden."

Keine Maßregel der provisorischen Verwaltung hat so vieles Aufsehen erregt, wie die schon vor dem Einzug der Deutschen in Aussicht genommene Entlassung des bisherigen Maires der Stadt Mainz. Als die Deputation der Mainzer am 1. Mai in Oppenheim den Herzog von Coburg aufsuchte, stellte sie sich auch dem dort weilenden Herrn von Otterstedt vor und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Etwas gegen Macké im Werke sei. Obwohl nun die Mainzer Abgeordneten mit aller Entschiedenheit sich des von allen Bürgern verehrten Stadtoberhauptes annahmen, so ließ sich Otterstedt von seinem Vorhaben, den bei ihm angeschwärzten Maire zu entfernen, nicht abbringen. Auf Weisung Gruners, sich um eine geeignete Persönlichkeit zum Ersatz Mackés umzusehen, brachte Otterstedt den bisherigen Bürgermeister der Gemeinde Weisenau in Vorschlag, den Freiherrn Franz Edmund Joseph Joachim Gedult von Jungenfeld, dessen Ernennung Gruner durch Dekret d. d. Coblenz den 6/12. Mai 1814 vollzog. In einem, demnächst auf Betreiben des Gemeinderathes von Mainz veröffentlichten Schreiben Otterstedts an den Maire vom 19. Mai heißt es in Bezug auf die Motive der Entfernung Mackés wie folgt:

„Es freut mich, und ich mache es mir zur besonderen Pflicht, Ihnen im Namen des Herrn General-Gouverneurs die öffentliche Versicherung zu ertheilen, daß kein anderer Beweggrund Seine Excellenz bestimmte, diese von Ihnen seit langen Jahren mit Ehren bekleidete Stelle einem Anderen zu übertragen, als die Absicht, Ihnen einen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen äußerst beschwerlichen und für Ihr Alter nicht angemessenen Posten abzunehmen. Auf meinen besonderen Antrag gibt Ihnen der Herr General-Gouverneur zugleich die Zusicherung zu einer Ihren Talenten und Verdiensten angemesseneren Stelle, wo Sie im Stande sein werden, einerseits Ihre Wirksamkeit zur Beförderung

des allgemeinen Besten würdig fortzusetzen und andererseits derjenigen Ruhe zu genießen, welche Sie in Ihrem Alter durch die so lange getragenen Lasten zum öffentlichen Wohle verdienten." Trotz dieser, auch in einem zweiten Briefe ertheilten Versicherung, erhielt der Maire, der mangels eigenen Vermögens auf den bezogenen Gehalt angewiesen war, keine anderweite Verwendung; erst am 4. November 1816 ward er zum Rath an dem provisorischen Obergerichte in Mainz mit einem Gehalte von 600 Gulden ernannt. Bis dahin hatte der Mann nicht blos mit Entbehrungen zu kämpfen, sondern er mußte seine Ehre und Freiheit vertheidigen gegen unwürdige Anschuldigungen. So ward er der Entwendung von Münzen, die der Stadt gehörten, angeklagt, von welcher Anschuldigung er durch Beschluß der Rathskammer in Mainz und durch Erkenntniß der Anklagekammer des Appellationshofes in Kaiserslautern vom 22. Januar 1816 losgegeben wurde. Auch drohte ihm eine Entschädigungsklage wegen angeblicher Beeinträchtigung der Interessen der Stadt bei Gelegenheit einer Geländeabtretung. Welche Schritte auch der Stadtrath für Mackés that, alles fruchtete nichts in der Zeit der provisorischen Regierung; erst die Hessische Regierung nahm sich, wie angedeutet, des Mannes an, und die Stadt Mainz wählte im Februar 1831 den wegen seines Alters im Jahre 1814 entfernten, seitdem schwer geprüften Mann zum Bürgermeister, auf welcher Stellung er noch bis Anfang April 1834 aushielt. Im Alter von 88 Jahren verstarb Macké am 17. März 1844.

Der neuernannte Bürgermeister der Stadt Mainz, der unter der zweiten provisorischen Verwaltung mit seiner Stelle auch noch die Funktionen eines Kreisdirectors für Mainz, Castel, Kostheim und Zahlbach zu versehen hatte, entstammte einer in Mainz hochangesehenen Familie, deren Söhne im Staats- und Kirchendienste seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts sich hervorgethan hatten [1]).

---

1) S. Schaab, Geschichte der Stadt Mainz III. S. 236.

Geboren zu Mainz am 22. Mai 1778 als der Sohn des kaiserl. Reichspostamts-Directors und fürstl. Turn und Taxis'schen Hofrathes Franz Anton Xaver Joseph Freiherrn Gedult von Jungenfeld zu Mainz wurde unser Jungenfeld nach vollendeter Vorbereitung auf dem hiesigen Gymnasium den juristischen Studien bestimmt und auf der Universität Göttingen, woselbst er die Bekanntschaft des späteren Gouvernements-Commissärs von Otterstedt machte, weiter ausgebildet. Nachdem Jungenfeld eine Zeitlang, wie dies damals Sitte war, an dem Reichskammergerichte in Wetzlar als Praktikant gearbeitet hatte, kehrte er in seine Heimath zurück, fand aber die politischen Verhältnisse so gänzlich verändert, daß die Bewerbung um ein öffentliches Amt für ihn nicht angezeigt erschien. Er zog es vor, sich auf sein Gut in Weisenau zurückzuziehen und sich der Landwirthschaft zu widmen. Bei dem großen Ansehen, welches von Jungenfeld nicht blos an dem Orte seiner Niederlassung, sondern auch in weiteren Kreisen genoß, war es unausbleiblich, daß er aus der ihm liebgewordenen Zurückgezogenheit in das öffentliche Leben hineingezogen wurde. Durch Dekret von Moskau den 20. September 1812 ernannte ihn der Kaiser zum Mitgliede des conseil d'arrondissement de Mayence, und am 22. Januar 1813 bestellte ihn der Präfect des Departements zum Bürgermeister der Gemeinden Weisenau und Laubenheim, in welcher Stellung er unter den schwierigen Verhältnissen des Jahres 1813 sich bewährte. In viel höherem Maße bewährte sich die Amtsführung Jungenfelds, seitdem er zur Oberleitung der städtischen Verwaltung berufen worden; die provisorischen Regierungen wie die Großh. Hessische Regierung hatten alle Ursache, die Leistungen des Mannes ihres Vertrauens dankbar anzuerkennen. Bei Errichtung des Obergerichts für die Provinz Rheinhessen berief ihn die Regierung (November 1816) in das höchste Richtercollegium, in welchem er neben Männern wie Sturtz, Stephani, Macké und Hadamar Platz nahm. Auf die Richterstelle verzichtete von Jungenfeld, als er im

Jahre 1822 in Folge der Einführung der neuen Gemeinde-Ordnung vor die Frage gestellt war, ob er das Staatsamt dem damit unvereinbarlichen Gemeindeamt vorziehe; er folgte bei dieser Entscheidung dem dringenden Wunsche der Regierung, der es wesentlich darum zu thun war, den erfahrenen Mann in der bisherigen Stelle weiter wirken zu sehen. Nach Ablauf der Dienstzeit wurde von Jungenfeld von Neuem gewählt und von der Regierung bestätigt (19. Mai 1825). Bei der Wahl im April 1831 war von Jungenfeld nicht unter den drei der Regierung zur Bestätigung vorzuschlagenden Kandidaten, vielmehr trug sein Vorgänger Macké den Sieg davon[1]). Im Interesse der Stadt hatte von Jungenfeld im Jahre 1822 auf sein Staatsamt, wie erwähnt, verzichtet, wofür dem nunmehr außer Thätigkeit Gesetzten keine andere Entschädigung zu Theil ward, als daß er mit dem Titel und mit der Pension eines Obergerichtsrathes zum Ergänzungsrichter in dieses oberste rheinhessische Collegium berufen wurde, eine Stelle, die er noch 9 Jahre lang bis zu seinem Tode am 15. September 1840 bekleidete.

In der Ernennung von Jungenfelds zum Oberbürgermeister von Mainz durch den General-Gouverneur bekundete sich das Bestreben des Letzteren, den Uebergang in die deutsche Verwaltung auch nach Außen zum entschiedenen Ausdrucke zu bringen. Aus demselben Bestreben, Alles zu entfernen, was der Entfaltung deutscher Gesinnung im Wege stehen könnte, entsprang die weitere Anordnung, daß an den Häusern und in den Straßen die französischen Bezeichnungen zu entfernen, in Verkehr mit den Obrigkeiten die französischen Titulaturen u. s. w. mit deutschen Amtsnamen zu vertauschen seien. In Kurzem war die Umkehr vollzogen, so daß Gruner, als er sich am 4/16. Juni 1814 von den seiner Oberleitung bisher unterstellten Gebieten verabschiedete,

1) S. Mainzer Zeitung Nr. 117 vom 28. April, Nr. 132 vom 13. Mai (Beilage), Nr. 146 vom 28. Mai 1831.

den biederen Bewohnern danken konnte „für die vielfältigen gegebenen Beweise deutschen Sinnes, festen Vertrauens auf die gute Sache und ihre Anhänglichkeit an dieselbe.“

Inzwischen war seit dem Einzuge in Paris die künftige Bestimmung der Rheinlande Gegenstand lebhafter und eingehender Besprechungen und Berathungen gewesen, ohne daß es zu einer Einigung kam. Was insbesondere unsere Stadt und die jetzige Provinz Rheinhessen anlangt, so erhoben Preußen und Bayern gleichmäßig Anspruch auf diese Ländertheile; Preußen zur Sicherung seiner rheinisch-westphälischen Besitzungen, Bayern um zwischen Rhein und Mosel Fuß zu fassen und so den Schutz Deutschlands am Rheine zu übernehmen. Stein und die anderen preußischen Staatsmänner betonten dagegen die Gefahr, die daraus entstehen müßte, wenn eine kleinere Macht eine Festung von solcher Bedeutung erhielte. Im Wesentlichen stützten sie sich hierbei auf ein von Knesebeck verfaßtes Gutachten, das die überwiegende Bedeutung von Mainz für die Vertheidigung von Norddeutschland hervorhob. Die einzelnen Sätze, welche Knesebeck in seinem Gutachten zu erweisen sich bemühte, lauteten wie folgt:

1. Mainz gehört in geographischer Beziehung zu Norddeutschland;

2. in militärischer Rücksicht ist in allen nur gedenkbaren Fällen der Besitz von Mainz weder für den Angriff noch für die Vertheidigung von Wichtigkeit und unmittelbarem Nutzen für Süddeutschland;

3. Mainz ist auch in politischer Beziehung zu Norddeutschland zu rechnen, was sich aus seiner militärischen Bedeutung ergibt.

Für den Fall Bayern Besitzungen am linken Rheinufer erhalten sollte, so war, nach Knesebecks Ansichten, die Stütze hierfür nicht in Mainz, sondern in Mannheim und Philippsburg zu suchen.

Am meisten von Allen widersetzte sich Stein den von Wrede nicht besonders geschickt vertretenen Vergrößerungsgelüsten Bayerns. „Mainz," so erklärte er im Mai, „kann nicht in den Händen einer kleinen Macht sein, deren Politik seit 200 Jahren schwankt und Frankreich ergeben war, einer Macht, deren Heer zu einem Drittel durch eine Besatzung von 25 000 Mann verschlungen würde. Mainz ist der Schlüssel von Norddeutschland, da man von da aus das Land zwischen Main und Saale überzieht [1])."

Da eine Einigung nicht zu erzielen war, so sah man sich veranlaßt, die Mainzer Angelegenheit mit noch anderen Fragen für die in London oder Wien zu pflegenden Verhandlungen vorzubehalten. Ein geheimer Vertrag vom 30. Mai bestimmte die Länder des linken Rheinufers, die seit 1792 mit Frankreich vereinigt waren, zur Vergrößerung Hollands und zu Ausgleichungen für Preußen und andere Staaten. Auf Grund dieser Abmachung wurde weiter am 31. Mai und 2. Juni 1814 vereinbart, daß die hiernach verfügbaren Länder besetzt zu halten seien; die deutschen Truppen sollten bis zu ausgemachter Sache unter österreichischem und preußischem Oberbefehl verbleiben. Stadt und Festung Mainz [2]) sollten Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich besetzen und verwalten; das Land zwischen Elsaß und Mosel übernahmen Oesterreich und Bayern gemeinschaftlich, die Länder zwischen Mosel, Maas und Rhein nebst dem Bergischen erhielt Preußen.

Schon am Tage nach dieser Convention, am 3. Juni, schloß Oesterreich mit Bayern einen Vertrag, wodurch Ersteres u. A.

---

1) S. Pertz l. c. S. 13; das Gutachten Knesebecks S. 654—662. Ueber das Verhältniß von Stein zu Wrede s. S. 107 ff., 323 ff., 350, 397.

2) Bei Ausbruch des letzten Krieges gegen Napoleon erhielt Bayern (2. April 1815) das Recht, 3 Bataillone, die im Falle einer Belagerung Bestandtheile der Garnison sein sollten, nach Mainz zu legen. Die in Folge dieser Vereinbarung nach Mainz verlegten bayerischen Soldaten verließen die Stadt am 1. August 1816.

sich anheischig machte, Bayern die Stadt und Festung Mainz und ein möglichst ausgedehntes Gebiet auf dem linken Rheinufer nebst der Rheinpfalz zu verschaffen [1]).

Zum Vollzug der Convention vom 31. Mai und 2. Juni traten in Mainz am 13. Juni 1814 der k. k. österr. General der Cavallerie Baron von Frimont, der k. preuß. General der Infanterie von Kleist und der Generalmajor von Müffling zu einer Conferenz zusammen, wobei Folgendes beschlossen wurde [2]): „Den 16. Juni verläßt das 5. deutsche Armeecorps Mainz. Die Festung mit ihren anliegenden Forts wird besetzt von 4500 Mann Infanterie an k. k. österr. und ebensoviel k. preuß. Truppen. Jeder Theil stellt eine mobile Batterie und eine Escadron Cavallerie; die zur Bedienung der Geschütze nöthigen Artilleristen sollen ausgemittelt und dann zur Hälfte von Oesterreich, zur Hälfte von Preußen nach Mainz gesandt werden; ebenso wird es mit den Mineurs gehalten. Die Verhältnisse des Gouverneurs zum Commandanten und umgekehrt werden nach dem allgemeinen stehenden Gebrauche der deutschen Armeen dergestalt verabredet, daß der Gouverneur die Anordnung und Leitung der militärischen Maßregeln sowie das Commando der Truppen sich vorbehalte, dem Commandanten dagegen die Ausführung dieser Anordnungen verbleibe.

In administrativer Beziehung bestimmten die Generale:

1. Ein k. k. österr. und ein k. preuß. Commissär verwalten die Stadt Mainz und das Rheinoctroi der Art gemeinschaftlich, daß sie ihre Verfügungen durch gemeinschaftlich unterzeichnete Dekrete an die Behörden erlassen;

---

1) Diese Vereinbarung ist abgedruckt in Martens, Nouveau récueil III. p. 20. Die österr. Auffassung über die Bedeutung von Mainz für Süddeutschland ist niedergelegt in einer Zuschrift Metternichs an Hardenberg vom 22. Oktober 1814. Pertz l. c. S. 182 f.

2) Martens l. c. p. 310.

2. die sämmtlichen Revenuen fließen vom 16. Juni an in eine gemeinschaftliche Kasse;

3. diese Kasse trägt (außer den nöthigen Besoldungen der Unterbehörden) die Kosten der Verpflegung der Garnison nach gemeinschaftlich abzuschließenden Contracten.

Sollten die beiden Commissarien der Civiladministration in Differenzen gerathen, so haben sie die betreffende Angelegenheit vor den Gouverneur und Commandanten zu bringen, welche sie zu vereinigen suchen werden und, wenn dies nicht möglich sein sollte, die Differenzen zur Entscheidung der hohen alliirten Cabinete zu Wien und Berlin vortragen[1]).

Der Vereinbarung gemäß zogen die Landwehrmänner des 5. deutschen Armeecorps aus Mainz ab. Aus einem am 14. Juni an sie erlassenen Tagbefehl des commandirenden Generals, des Herzogs von Coburg, wollen wir folgende Stelle[2]) hervorheben:

„Die großen, glücklichen Ereignisse des Krieges haben gezeigt, wie nöthig es ist, daß der Deutsche mit festem Muthe beim Deutschen stehe; jetzt gilt es das zu erhalten, was wieder gewonnen wurde; darum legt das Schwert nicht aus der Hand, Kameraden, seid bereit, auf den ersten Wink Euch wieder zu sammeln bei den Fahnen der Ehre und des Vaterlandes und erneuert Euch jeden Morgen den Schwur, daß Deutschlands Ehre rein und unangetastet bleiben muß. Das Band, welches uns vereinigt, ist zwar locker geknüpft, aber nicht aufgelöst; ich habe noch die Ehre, Euer Anführer zu sein; seid überzeugt, daß ich immer den wärmsten Antheil an Eurer Lage nehmen werde, so-

---

1) Für das Land zwischen Mosel, Saar und Rhein mit Ausnahme der Stadt Mainz mit Kastel und Kostheim wurde eine österr.-bayer. Administration bestellt, die erst in Kreuznach und dann in Worms ihren Sitz hatte.

2) S. Rhein. Merkur vom 23. Juni 1814, Nr. 76.

wie ich mit Vertrauen auf den schönsten Eifer zähle, wann Euch mein Ruf zu erneuter Vereinigung und Vertheidigung des Vaterlandes auffordern sollte."

Die neuen Gewalthaber waren der Gouverneur, der k. k. österr. General der Cavallerie von Frimont, der Commandant, der k. preuß. Oberst von Krauseneck und die Commissarien, der k. k. österr. Landes-Commissär Winkler und der k. preuß. Oberkriegsrath Geßler.

Daß diese neue provisorische Regierung gerade das Gegentheil von dem war, was man in Mainz mit Recht gewünscht hatte, bedarf keiner Versicherung. Es ließ sich von vornherein nicht viel erwarten von einer Behörde, die nur für den Bereich der Stadt und Festung berufen war, keine Vollmachten zur Durchführung von dringend nothwendig gewordenen Umgestaltungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens hatte und der Bevölkerung fast ebenso fremd gegenüber stand, wie die früheren Gewalthaber. Ungeachtet eines unter Gruner genommenen Anlaufes blieb es bei den lästigen französischen Steuern und Abgaben, ohne daß man sich nur darüber Rechenschaft gab, woher die Bürger nach den Opfern, die sie erst gebracht, bei dem gänzlichen Darniederliegen von Handel und Gewerbe die Mittel zum eignen Fortkommen nehmen sollten. Am drückendsten empfanden die Bürger die Last einer fortgesetzten schweren Einquartierung mit der Pflicht, einen Theil des Offizierscorps der Garnison zu verköstigen, eine Last, die erst nach Jahren vermindert wurde. Dabei mußten die Mainzer Vorspanndienste leisten wie zu Kriegszeiten, selbst da, wo es sich nicht um militärische Zwecke handelte. Auch die Art, wie die Verwaltung geführt wurde, diente nicht dazu, die Schwere der Lasten erträglicher zu machen. Wer sich über die vielen Unzuträglichkeiten, die mit dem neuen Regimente aufkamen, des Näheren belehren will, der lese die Schilderungen, die uns Lehne in einem unter dem unmittelbaren Eindrucke der Miß-

stände geschriebenen, höchst freimüthigen Artikel hinterlassen hat[1]). (Lehnes Ges. Schriften, III. S. 248 ff.)

Auf die erste und wichtigste Frage der Mainzer, was aus ihnen werden sollte, gab es noch immer keine Antwort, ja bei jedem Versuche zur Lösung der Frage schienen die Schwierigkeiten sich mehren zu wollen. Inzwischen erging man sich in mancherlei, oft recht abenteuerlichen Vermuthungen und Anschlägen. Das Stärkste leistete in letzterer Richtung eine im Juni 1814 verbreitete Schrift: „Europa in Bezug auf den Frieden, eine Adresse an die Germanen des linken Rheinufers," worin in allem Ernste ausgeführt wurde, die Bewohner des linken Rheinufers seien durch Friedensschlüsse und feierliche Erklärungen ihrer früheren Unterthanenpflichten entbunden und könnten daher zur Behauptung ihrer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu den gesetzlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Ihre obersten Staatsbehörden beständen aus den aus ihrer Mitte genommenen Senatoren und Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers, deren Vollmachten nicht erloschen seien; sollten diese sich nicht freiwillig dazu hergeben, dann sei es Pflicht der Notabeln des Volkes, sie zu vermögen, sich als Repräsentanten des cisrhenanischen Germaniens zu constituiren und die Untheilbarkeit des Gebietes und das Recht sich selbst eine Verfassung zu geben, im Angesicht von ganz Europa zu proclamiren; die verbündeten Mächte würden die Vertheilung dieser Länder und deren Unterjochung nicht erzwingen wollen, da sie als deren Befreier erschienen seien; auch Frankreich (!)[2])

1) Bezeichnend ist auch eine jener Zeit entstammende Caricatur mit der Darstellung der drei Büreaus der provisorischen Regierung, die sich mit der Entkleidung eines Bürgers beschäftigen, nebst einer Versinnlichung der Thätigkeit der „wohllöblichen Kriegs-, Marsch- und Vorspannscommission" und der „hochpreislichen Vertheilungs-Commission."

2) In Paris war schon ausgemacht worden, daß Frankreich bei der Vertheilung der abgetretenen Länder nicht mitzusprechen habe. Pertz l. c. IV. S. 31.

werde dieser Regierung seine Anerkennung nicht versagen. Zur Verwirklichung dieses Projektes rief der Verfasser, der Legationsrath des ehemaligen Großherzogthums Frankfurt von Lamezan, die Hülfe der Freimaurerlogen des linken Rheinufers an. Offenbar war es eine unverdiente Rücksicht für dieses an die beabsichtigte Gründung einer cisrhenanischen Republik im Jahre 1798 erinnernde Machwerk, daß der General-Gouverneur vom Nieder- und Mittel-Rhein eine besondere, warnende Bekanntmachung ergehen ließ. (Aachen den 5. September 1814)[1]). An Abenteuerlichkeit wurde es beinahe erreicht durch eine am 25. Oktober 1814 bei dem Congresse in Wien eingereichte, aus Adelskreisen stammende Note, worin der Vorschlag gemacht wurde, Mainz zu einem gemeinschaftlichen Waffenplatze zu machen und dahin den Sitz eines dem alten deutschen Orden ähnlichen Instituts zu verlegen, „das den Wünschen der ganzen Nation und insbesondere den gerechten Erwartungen des deutschen, vieler Vorzüge durch die neuesten Begebenheiten beraubten Adels entsprechen dürfte.“ Der Vollständigkeit halber sei auch noch eines damals verbreiteten Gerüchtes gedacht, daß Frankreich versuchen werde, Mainz wieder zu erwerben, und zu dem Behufe dem künftigen Congresse eine namhafte Geldentschädigung anbieten wolle. Im Geiste eines solchen Projektes

1) Die Bekanntmachung steht in der Beilage zu Nr. 119 des Rheinischen Merkurs von 1814. Vortrefflich sind die Bemerkungen der Mainzer Zeitung (in Nr. 44. vom 13. August 1814): „Der Einfall, aus den diesseits des Rheines gelegenen, von Frankreich in dem letzten Frieden abgetretenen Ländern einen eigenen Staat zu bilden, ist so abenteuerlich, daß ihn ein gesunder Kopf nur für Scherz nehmen kann. Unzeitig mag dieser Scherz sein, das lasse ich gelten; aber „Europa in Bezug auf den Frieden, eine Adresse an die Germanen des linken Rheinufers“ hat die erhaltene Wichtigkeit dem einzigen Umstande zu verdanken, daß man sich erzählte, die Schrift sei verboten. Ich bin überzeugt, daß von den fünf Millionen Menschen, welche der Verfasser als die Bevölkerung seines Staates annimmt, nicht fünfhundert seine Wünsche und Hoffnungen theilen.“

erscheinen die »Lettres confidentielles sur Mayence,« in denen ein Franzose es versuchte, unter den gemeinsten Ausfällen gegen die neuen Behörden, die Sehnsucht der Bewohner von Mainz nach der Wiederkehr der Franzosen zu schildern. Ihm ist von Mainz aus sofort entschieden heimgeleuchtet worden. In einer Besprechung dieses traurigen Machwerks in Nr. 52 vom 1. September 1814 nennt die Mainzer Zeitung den Verfasser einen „bösen Buben", den die Mainzer kennen sollten. „Ein Libell," so fährt sie fort, „verdient keine Rüge und wird von gutgesinnten Menschen mit der verdienten Verachtung aufgenommen. Der vertraute Briefsteller lästert Männer, welche die ungetheilte Achtung des besseren Theils ihrer Mitbürger für die armselige, fade Witzelei des Halbfranzosen leicht entschädigen wird." Noch derber ward der anonyme Verfasser von dem Rheinischen Merkur abgeführt[1]). In plumpster Weise begannen auch französische Zeitungen ihre Liebesbewerbungen um die entrissenen Provinzen, ja einzelne wagten schon den Zeitpunkt zu bestimmen, von welchem an die Rheinländer wieder französisch sein würden. In der würdigsten Weise wurden die Zudringlichen von hier aus abgewiesen[2]). Nichts desto weniger hat man wiederholt gewagt, die Mainzer der Hinneigung zu Frankreich zu zeihen. Wer nur einen Blick geworfen hat in die von hier ausgegangenen schweren Anklagen der Franzosen, die man gerade in der letzten Zeit nur von der schlimmsten Seite hatte kennen gelernt, dem müssen solche Vorwürfe unbegreiflich sein, die schon in den Zeugnissen eines Gneisenau, eines Justus Gruner ihre Widerlegung gefunden haben. Wer sind aber Diejenigen, welche so leichtfertig geurtheilt haben? Es sind

1) S. Görres Ges. Schriften II. S. 121 ff.

2) Mainzer Zeitung von 1814 Nr. 23, 34, 38, 44, 54, 73, 78, 102, 103. Ferner den Abdruck eines Artikels aus der Kölner Zeitung in der Beilage zur Nr. 49 der Neuen Mainzer Zeitung vom 18. Februar 1831.

die Bewohner der ehemaligen Rheinbundsstaaten, deren Patriotismus nicht blos zur Zeit der napoleonischen Herrschaft, sondern, wie Görres, Arndt, Stein u. A. bitter klagten, selbst noch während des Congresses in einem höchst verdächtigen Lichte erschien [1]). Was ließe sich nicht Alles aus einzelnen Residenzen erzählen, wenn man gegen die ersten Pflichten der Vaterlandsliebe verstoßen und vor aller Welt Dinge aufdecken wollte, die den Deutschen nicht zieren! Der Vorwurf mangelnder Vaterlandsliebe sollte, das gilt auch der Gegenwart, so unerhört sein, wie dem weisen Griechen jenes Verbrechen erschien, das er in sein Strafgesetz nicht aufnahm.

Mit größerer Spannung als an den meisten anderen Orten Deutschlands sah man in den Rheinlanden, besonders aber bei uns, der bevorstehenden Eröffnung des Wiener Congresses entgegen, auf welchem die wichtige Frage, welchem Staat die verwaisten Länder zufallen sollten, endlich zu entscheiden war. Begreiflicher Weise sehnten sich die Rheinländer nach der Einverleibung in einen großen Staat; allein man war, wenn dies unausführbar war, auch damit zufrieden, wenn nur die mächtigsten Staaten den Schutz der Rheingrenze in ihrem wichtigsten Bollwerke in die Hand nahmen [2]). Daneben hatten die Mainzer noch eine ganze Reihe von Anliegen, die ihrer damaligen Lage entsprangen. Zunächst versprachen sie sich ein rasches Wiederaufblühen des stark herabgekommenen Handels von der Erhaltung des lange Zeit hindurch ausgeübten Stapelrechtes [3]), wonach

---

1) S. Beherzigungen von dem Wiener Congreß von X. Y. Z. 1814, und die Klagen Steins, die im 4. Band seiner Lebensgeschichte von Pertz verzeichnet sind.

2) Mainzer Zeitung Nr. 28 vom 7. Juli 1814 2. und 3. Blatt. Wer sollte es glauben, daß damals das Gerücht aufkam, Mainz solle geschleift werden? S. Rhein. Merkur Nr. 58 vom 17. Mai 1814.

3) Das eigentliche Stapelrecht ging früher viel weiter und umfaßte das gezwungene Markthalten. S. Schirges, Der Rheinstrom, S. 33 ff. und Eichhoff, Topographisch-statistische Darstellung des Rheines. S. 124.

für alle bei Mainz vorüberkommenden Sendungen die Verpflichtung bestand, daß die Transportschiffe im Hafen zu Mainz anlanden und die Ladungen in andere, bereitstehende Schiffe überschlagen werden mußten. Nach Ansicht der Mainzer war dieses Stapelrecht nicht blos für sie von Nutzen, sondern es war die Handhabung desselben erforderlich, um die „nöthige Ordnung, Sicherheit und Geschwindigkeit (!) der Transporte auf dem Rheine" zu sichern. Schon auf dem Rastadter Congresse hatten die Vertreter der Gebiete des rechten Rheinufers gegen diese, die Freiheit des Handels und Verkehrs beeinträchtigende Gerechtsame von Mainz und Cöln angekämpft, ohne mit ihren Ansichten durchzudringen, zu wiederholten Malen wurde später von den Bewohnern der rechten Rheinseite gegen die Ansprüche von Mainz Widerspruch erhoben mit gleichem Erfolge. Während der Blokade von Mainz setzten Frankfurter Spediteure Alles in Bewegung, um, unter Berufung auf ältere Verleihungen, für sich das Recht zu erwirken, Güter von Frankfurt nach Cöln zu verführen, ohne in Mainz umladen zu müssen. Es lag auf der Hand, daß bei der Neugestaltung der Verhältnisse das Stapelrecht von Mainz und Cöln in Frage kommen werde, und deßhalb glaubten die Mainzer rechtzeitig sich zur Wehr setzen zu sollen. Wie die Anschauungen in diesen Dingen wechseln, mag beiläufig bemerkt daraus erhellen, daß in Mainz am 16. Juni 1831 ein Festessen abgehalten wurde zur Feier der Aufhebung des Stapelrechts von Mainz und Cöln[1]). Ein zweites Anliegen hatte Mainz in Betreff des Ersatzes der Schäden, welche zwei Belagerungen verursacht hatten. Im Ganzen berechnete man die der Stadt, Privaten und einzelnen Corporationen aus der Belagerung von 1793 zustehenden Ansprüche auf 3 231 418 Frcs.; darunter figurirten Ansprüche auf Ersatz der Belagerungsmünzen mit 813 326 Frcs., für Lieferungen in das Zeughaus 41 280 Frcs.,

1) Mainzer Zeitung Nr. 167, Beilage, vom 18. Juni 1831.

für Lieferungen in das Hospital 34 984 Frcs., für Lieferungen von Wein an die Garnison 659 882 Frcs; das Gartenfeld beanspruchte als Ersatz für Beschädigungen 635 811 Frcs. Der Weinlieferungen und der Erpressungen während der letzten Blokade ist schon eingehend gedacht worden; es ist hier nur noch beizufügen, daß durch die schon erwähnte Verfügung Gruners über die Rückgabe von Immobilien an den Universitätsfonds und durch eine Verfügung der provisorischen Regierung in Kreuznach die Hypothekaransprüche der auf die Immobilien des Universitätsfonds und auf Güter außerhalb der Stadt angewiesenen Gläubiger hinfällig wurden. Endlich reklamirten die Mainzer Forderungen des Mainzer Pfandamtes an den ehemaligen Kurstaat und zwar 122 400 fl., welche auf der rechten Rheinseite (Krautheim und Rüdesheim) verhypothezirt waren und pro rata von dem Fürsten Primas, von dem Großherzoge von Hessen, vom Fürsten von Nassau-Usingen, Leiningen (Baden), Salm-Krautheim (Baden und Württemberg) hätten entrichtet werden sollen; ferner einen Betrag von 232 000 fl., welche auf den Zoll Vilzbach verhypothezirt und nach einem in Frankfurt a/M. am 16. Februar 1810 getroffenen Abkommen von 13 Fürsten zurückzuzahlen waren. Damit hing noch eine Reklamation zusammen, nämlich das Begehren des Ersatzes für den Verlust an Gütern und Kapitalien, welche der Universitätsfonds und die Wohlthätigkeitsanstalten durch die Abtretung des linken Rheinufers erlitten hatten. Sobald nun die Mainzer merkten, daß Fürsten, Corporationen und Privaten, die Anliegen hatten, in Wien ihre Sachen entweder in Person oder durch Sachwalter betreiben ließen, so wollten auch sie nicht auf schriftliche Vorstellungen sich einschränken, sondern durch Vertreter aus ihrer Mitte ihre Rechte zu wahren suchen. Nach langem Kampfe mit der provisorischen Regierung wurde dem Gemeinderathe zugestanden, in Verbindung mit der Handelskammer eine Deputation nach Wien zu entsenden. Der Gemeinderath bestellte den Anwalt Dr. Hadamar, nachmals Obergerichtspräsident, und die

Handelskammer deren Präsidenten Heinrich Mappes als Vertreter, freiwillig schloß sich ihnen der Capitular Graf Franz von Kesselstadt an. Den Mainzern folgten die Frankfurter Abgeordneten auf dem Fuße. Nach einem heftigen Federkriege[1]) wurden beide Theile vor eine aus den Vertretern der Staaten Oesterreich, Preußen, Frankreich und England zusammengesetzte Commission (für Schifffahrts-Angelegenheiten) berufen (20. Februar 1815), worauf nach Anhörung Eichhoffs, des bisherigen General-Direktors des Octrois in Mainz, am 20. Februar eine für Mainz ungünstige Entscheidung erging. Dieser Entscheidung unerachtet blieb der gezwungene Umschlag in Mainz und Cöln noch bestehen bis zur Rheinschifffahrts-Acte vom 31. März 1831. Nachdem dieser Punkt seine Erledigung gefunden, hatten die Mainzer keine Veranlassung, länger in Wien zu verweilen; abgesehen von der Knappheit der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel, war für ihre Abreise nach Mainz die Erkenntniß maßgebend, daß der Congreß keine Zeit und keine Lust habe, sich mit ihren übrigen Angelegenheiten zu befassen.

Selbst in der Hauptsache, in der Territorialfrage, konnten die Mainzer Abgeordneten weder einen Bescheid noch auch eine Vermuthung mit nach Hause bringen; denn so viel auch darüber verhandelt und gestritten wurde, so kam es doch so bald nicht zu einer Entscheidung, weil die Mainzer Frage fortwährend mit

---

1) Die Mainzer Schutzschriften, aus Hadamars Feder, sind folgende: „Das Staffelrecht oder die Stations-Fahrt auf dem Rheine, insbesondere die Staffelgerechtsame der Stadt Mainz in geschichtlich-rechtlicher und polizeilicher Hinsicht dargestellt." 1814; ferner ein Nachtrag: „Die nachgesuchten Ausnahmen und Begünstigungen;" endlich ein dritter Nachtrag: „Ueber die Freyheit der Rheinschifffahrt." Die Frankfurter ließen erscheinen: „Welches Schicksal wird der 5. Artikel des Pariser Friedens, der von der freyen Rheinschifffahrt und einem freyen Völkerverkehr spricht, haben." Frankfurt a/M. 1814 und: „Ueber die Freyheit der Rheinschifffahrt, ein Sendschreiben von . . . an . . ." Frankfurt 1815.

anderen, vorher zu entscheidenden Fragen in Zusammenhang gebracht ward. Ist schon im Allgemeinen das Bild des Treibens auf dem Congresse, wie es aus den Sammlungen Klübers, aus den Aufzeichnungen v. Gagerns und aus dem Werke von Pertz über den Freiherrn v. Stein uns entgegentritt, abstoßend und geeignet, die Freude über die Erhebung Deutschlands in den Jahren 1813 und 1814 zu vergällen, so zeigen gerade die Verhandlungen über Mainz eine Fülle von Falschheit, Mißgunst, ja selbst von Gleichgültigkeit gegen die höchsten Interessen. Preußen nicht in den Besitz von Mainz kommen zu lassen, das war das Bestreben Bayerns, seitdem es den schon oben erwähnten Vertrag mit Oesterreich abgeschlossen hatte. Nach Aeußerungen Talleyrands war Frankreich bereit, Bayerns Wunsch in dieser Richtung zu unterstützen, da es unter keinen Umständen die Festungen Mainz und Luxemburg in Preußens Hände wollte übergehen sehen [1]). Als sich Bayern durch das Auftreten Wredes auf einmal isolirt sah, kam man von dieser Seite nicht mehr auf Mainz zurück. Der verwaisten Stadt hätte sich, schon um Bayern nicht zu mächtig werden zu lassen, auch der König von Württemberg gerne angenommen, allein zu einem ernstlichen Besprechen dieses Wunsches kam es nicht [2]). Was Preußen betrifft, so sahen sich die Vertreter dieses Staates bald in die Lage versetzt, um den Congreß für wichtigere Angelegenheiten in Stimmung zu erhalten, von einer nachdrücklichen Verfolgung der ursprünglichen Wünsche und Anträge abzusehen. Für den Preis einer Einigung mit Oesterreich wegen Sachsens, bezw. wegen einer Versetzung des Königs von Sachsen an den Rhein, wollte Preußen (Denkschrift an den Kaiser Alexander vom 16. Dezember 1814) zugestehen, daß Mainz zum gemeinschaftlichen Besten Deutschlands von Bundestruppen besetzt und auf gemeinschaftliche Kosten verwaltet werde.

---

1) v. Gagern, Mein Antheil an der Politik II. 77. Ferner Pertz IV. S. 107.

2) Pertz IV. 145, 154.

Ganz in diesem Sinne lautete Rußlands Vorschlag in einer Note Nesselrodes vom 31. Dezember 1814 (»La forteresse de Mayence est déclarée appartenante à la Confédération germanique«). Um nicht länger mit seiner Entschädigung hingehalten zu werden, gab Preußen in einer Note vom 8. Februar 1815 seine Zustimmung dazu, daß Mainz zu einer Bundesfestung mit halb preußischer, halb österreichischer Besatzung werde; auch war Preußen, das aus der Vertheilung des ehemaligen Departements nichts erhalten konnte, damit einverstanden, daß der Großherzog von Hessen als Oberherr in diesem Theile des ehemaligen Departements auch Mainz erhalte und zur Besatzung von Mainz ein Bataillon zu stellen berechtigt werde. Oesterreich gab sofort seine Einwilligung zu den Schlußerklärungen Preußens zu erkennen (10. Februar 1815).

Was den Großherzog von Hessen anlangt, so konnte man bereits im Mai 1814 in Zeitungen lesen, daß er auf dem linken Rheinufer mit Mainzer Land werde entschädigt werden, als Ersatz für das an Preußen abzutretende Herzogthum Westphalen. Bereits bei frühern Vertheilungen hatte Hessen Kurmainzer Länder erhalten, und es lag somit nahe, auch diesmal die Arrondirung nach dieser Seite zu suchen. So hatte Hessen im Jahre 1803 von Kurmainz erhalten: in Starkenburg das Amt Gernsheim, das Oberamt Starkenburg mit vier Amtsvogteien, das Oberamt Steinheim mit drei Amtsvogteien, das Oberamt Hirschhorn und einen Theil der Kellerei Kastel, in Oberhessen die Aemter Vilbel und Rockenberg, im ganzen 21 □M. (S. der deutsche Zuschauer II. S. 406, 407.) Die Schlußacte des Wiener Congresses sicherte dem Großherzogthum Hessen für die Abtretung Westphalens einen Theil des Departements vom Donnersberg mit 140 000 Seelen zu. Die endliche Ordnung der Territorialfrage erfolgte durch einen zwischen Preußen, Oesterreich und Hessen am 30. Juni 1816 zu Frankfurt am Main abgeschlossenen Staatsvertrag, in Folge dessen

Hessen mittels Patents vom 8. Juli 1816 von der Stadt Mainz und deren Gebiet mit Kastel und Kostheim, von dem Kreise Alzei, ausschließlich des Kantons Kirchheimboland, und von den Kantonen Worms und Pfeddersheim Besitz ergriff. Am 12. Juli erfolgte die Uebergabe des Stadt- und Administrationsbezirks Mainz durch die bisherigen Commissäre von Preußen und Oesterreich (v. Marquardt und von Handel) zur größten Freude der Mainzer, die nach einer langen Verwaisung vertrauensvoll zu einem Landesvater emporsehen konnten, der die Beförderung ihrer Wohlfahrt als den ersten Gegenstand seiner Fürsorge bezeichnete. Seitdem hat die Stadt und mit ihr die Provinz unter der Regierung gerechter und wohlwollender Fürsten sich zu einer Höhe des Wohlstandes emporgearbeitet, wie solcher in den sturmbewegten Jahren 1813 und 1814 kaum zu erwarten stand.

Beilagen.

1.

A Sa Majesté L'Impératrice des Français Reine et Régente[1]).

Madame!

Il a retenti jusqu'au fond de nos coeurs l'appel que Votre Majesté Impériale a fait à l'honneur des Français et nous éprouvons le besoin d'y répondre en déposant aux pieds de Votre trône les temoignages de notre amour, de notre fidelité et de notre devouement le plus absolu.

Votre Majesté Impériale a frémi à la seule pensée des maux qui foudraient sur les peuples, s'ils ne sortaient vainqueurs de la lutte où l'Angleterre les a de nouveau engagés. Ah Madame! qui mieux que nous peut juger du sort que les ennemis nous réservent! Les ruines dont notre cité est couverte attestent leur fureur; les bienfaits du Souverain, vingt ans de calme n'ont pu jusqu'à ce jour faire disparaitre nos décombres et longtemps encore ce triste spectacle enflammera l'indignation de nos enfans contre les dévastateurs de leur patrie.

Eh! que nous veulent donc les Souverains coalisés? Les peuplades du Nord méditent-elles une nouvelle invasion des heureuses contrées du midi? La perte de quelques braves, que les éléments seuls pouvaient vaincre, aurait-elle fait descendre notre belle France du haut rang où le génie de Napoléon l'avait élevée. Ne sommes nous plus les mêmes Français tant de fois vainqueurs et tant de fois généreux? N'avons nous plus pour nous le génie du Grand Empéreur et sa fortune; notre amour pour le Souverain

1) Zu Seite 44.

et l'immensité de nos ressources? Supérieurs à toutes les craintes les Français ne s'effraient pas des menaces des Rois coalisés, et que peuvent ajouter à la force des armes ennemies quelques guerriers infidèles qui ont déserté leur patrie et se sont armés contr'elle!

L'un accourt du fond d'un autre hemisphère[1]) pour déchirer le sein de la patrie: mais cette justice invisible qui atteint toujours les grands coupables le frappe dès le début de sa criminelle carrière, à la face des braves auxquels il dut la gloire dont il brilla jadis.

Lautre[2]) comblé des bienfaits de notre Empereur ne devient l'héritier présomptif d'un trône que pour faire éclater son injuste ambition; Français désormais avili, c'est à l'implacable ennemie du pays qui l'a vu naître, c'est â l'Angleterre qu'il demande les dépouilles de la France et du Dannemark, comme salaire de son ingratitude. Mais la Providence quelque fois lente dans sa marche est toujours juste et immuable dans ses décrets.

Pour nous, Madame, placés aux avant-postes de ce bel Empire, nous saurons, s'il le faut, justifier le hazard qui nous accorde cette honorable distinction. Oui Madame, daignez en agréer l'assurance! nous connaissons tout le prix du dépôt qui nous est confié; que le danger commande, et l'étranger verra ce que peut une population fière d'appartenir à la France et animée du sentiment de ses dévoires.

Jusqûe-là nous ferons avec dévouement aux besoins de l'Etat et de l'Armée tous les sacrifices que le Gouvernement jugera nécessaires; et quelques pesantes que puissent être les charges qui nous seront imposées, elles nous paraitront légères pour conquérir la paix et conserver intact la Gloire de l'Empereur et de l'Empire.

De Votre Majesté Impériale et Royale

Les très humbles et très obéissans Serviteurs et Sujets

Les Membres composant le Conseil Municipal
de Votre bonne Ville de Mayence:

Signé: Macké, Maire. Fr. Roth, Adjoint. Probst, Adjoint. Baymer. Bodmann. Herrgen. Valentin Neus. Bracker. Arnold. J. Kertell. Jean Cronenberg. S. Seligenstatt.

---

1) Moreau. — 2) Bernadotte.

2.

Mainz, den 2. November 1813.

Der Reichsbaron, Prefekt des Departements des Donnersbergs, Offizier der Ehrenlegion.

An die H.H. Unterprefekten und Maire des Departements[1]).

Se. Majestät, meine Herren, haben beschlossen, Ihre Armee in den Städten und Gemeinden des hiesigen Departements kantoniren zu lassen. Ein jeder von Ihnen muß sich bereit halten, die in seine Gemeinde zu stehen kommenden Truppen, sowohl Infanterie als Kavallerie, in zwei oder drei Tagen aufnehmen zu können. Ich kenne den Eifer, der Sie beseelt, und den guten Willen sämtlicher Einwohner zu sehr, als daß ich den mindesten Zweifel über die Art, wie die Truppen werden aufgenommen werden, hegen sollte. Sie werden unsere Krieger als Brüder empfangen. Sie werden diejenige Sorgfalt für sie anwenden, die sie zu erwarten berechtiget sind.

Die Armee wird einige Augenblicke Ruhe genießen, und ihre brüderliche Freundschaft wird Ihnen diese Ruhe versüßen; es wird zwischen den Kriegern und Ihnen ein Verein und ein wechselseitiges Wohlwollen eintreten, die allen zu gleicher Ehre gereichen. Nach einem schweren Feldzuge kommen sie zu Ihnen mit Bedürfnissen, die befriedigt werden müssen. Se. Majestät hat mir bedeutet, daß jede Gemeinde für die Quartiere und die Beköstigung der Mannschaft und der Pferde sorgen müsse.

Zu diesem Ende haben Sie auf der Stelle die erforderlichen Maasregeln zu ergreifen, um den Dienst der Lebensmittel und der Fourage zu sichern. Dieser Dienst muß von den Personen, die der Maire hiezu am geeignetsten findet, besorgt werden. Der Maire muß die Aufsicht führen und Munizipalbeamten oder einige von den angesehensten und einsichtsvollsten Einwohnern bestellen, um bei den Austheilungen gegenwärtig zu seyn. Sie werden suchen jede rechtmäßige Klage von Seiten des Soldaten zu verhüten, und Sie werden nicht ausser Augen verlieren, daß durch Ihre pünktliche Sorgfalt für diese Bedürfnisse jeder Saame der Zwietracht erstickt und jede Gewaltthätigkeit beseitiget werde, wodurch die öffentliche Ordnung gestört und das Eigenthum gefährdet werden könnte.

Diejenigen unter Ihnen, welche Kavallerie zu verpflegen haben, müssen Magazine von Heu, Stroh und Hafer anlegen, wobei Sie zugleich die Hilfsquellen der benachbarten Gemeinden, in denen etwa nur

1) Zu Seite 58.

Infanterie befindlich ist, benutzen können. Diese Vorräthe müssen stets vollständig gehalten und nach Maasgabe des Verbrauchs erneuert werden. Die gute Sinnesart Ihrer Verwaltungsangehörigen ist mir Bürge, daß Sie sogleich und ohne Weigerung den an Sie ergehenden Forderungen willfahren werden. Jedoch sind Sie, nöthigen Falls, ermächtigt, den Weg der Requisitionen gemeinschaftlich mit dem der Akkorde einzuschlagen, wenn letzterer nicht mit zu viel Schwierigkeiten verbunden ist. Was den Dienst der Fourrage betrifft, so kann ich Ihnen dießfalls die größte Pünktlichkeit nicht genugsam empfehlen.

Nicht weniger sind Sie zur Lieferung der Lebensmittel verbunden. Dieselben bestehen in Brod, Fleisch, Wein und Zugemüße. In Ermanglung des Weins kann auch Bier gereicht werden. Statt der Gemüse können auch die Grundbirne als Ration gelten.

Vermittelst der Eintracht, zu der ich Sie ermahne, können Sie ihre Gäste in Freunde verwandeln, denen Sie den Zutritt in Ihr Haus gestatten, um sich der regelmäßigen Austheilung von Rationen entheben, in so fern der Soldat gut gehalten wird und Ursache hat, zufrieden zu seyn. Da diese letztere Art der Beköstigung vielleicht nicht allgemein thunlich ist, so will ich diesfalls nur einen Wunsch äussern, und keineswegs einen Befehl ertheilen. Mein einziges Bestreben geht lediglich dahin, daß zwischen den Einwohnern und den Truppen stets das gute Benehmen obwalte, das Franzosen ziemt.

Der Aufwand der Gemeinden soll ihnen pünktlich erstattet werden. Dieß ist der Wille, den mir Se. Majestät förmlich ausgedrückt haben. Es soll demnach jede Woche zu einer Liquidation geschritten und auf Ansicht derselben die Fonds kreditirt werden. Ich werde selbst wachen, daß die den Gemeinden zukommenden Summen Ihnen ohne Verzug übermacht werden.

Bewohner des Donnersbergs! Während einer langjährigen Administration haben Sie mir schon so viele Beweise von folgsamer Bereitwilligkeit gegeben! Fügen Sie noch jene hinzu, die die gegenwärtigen Umstände gebieten. Sie wird mir zum Trost, und Ihnen zum Ruhm gereichen. Se. Majestät beobachten mit einem väterlichen Auge Ihr Betragen. Gern wollten Sie die Last, die Sie Ihnen auflegt, erleichtern. Ihre Gerechtigkeitsliebe sichert Ihnen Entschädigung. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo wir den Lohn für alle Aufopferungen genießen werden. Der Bande, die uns an Frankreich knüpfen, sind so viele, daß selbst das Interesse unsers Eigenthums eine unbegrenzte Ergebenheit uns zum Gesetze macht.

Ich habe die Ehre Sie achtungsvoll zu grüßen.

B. St.-André.

3.

Generalstab.

Tagsbefehl[1]).

Se. Exzellenz, der Herr Marschall, Oberkommandant, unterrichtet, daß Generäle und Offiziere von jedem Grade sich erlauben, in den Kantonnirungsquartieren von den Einwohnern die Tafel zu verlangen, da doch durch den Artikel 5 des Tagsbefehls vom 7. dieses Monats verordnet wurde, daß sie stetshin ihre Rationen an Lebensmitteln und Fourrage in Natur erhalten sollen;

Befiehlt ausdrücklich, daß dieselben in Zukunft nur die Rationen zu fordern haben, die ihnen durch die Reglements bewilligt sind, und die ihnen, mittelst der Empfangscheine, von der Lokalverwaltung geliefert werden müssen.

Die H.H. Generäle haben auf den Vollzug gegenwärtigen Befehls zu wachen, und sollen diejenigen Militärpersonen, welche sich nicht hiernach fügen, arretiren und nach Mainz vor den Herrn Marschall führen lassen.

Im Hauptquartier zu Mainz, den 12. November 1813.

Der General, Chef des Generalstabs,
Unterzeichnet: Baron Meinadier.

4.

Generalstab.

Tagsbefehl.

Se. Exzellenz, der Herr Marschall, Herzog von Ragusa, Oberkommandant, verbietet ausdrücklich allen und jeden Kommandanten der Truppen in den Kantonnirungen und Militärposten auf den verschiedenen Punkten, wo sie befindlich sind, dem Abgange der für die Verproviantirung von Mainz bestimmten Lebensmittel und Fourrage nicht die mindeste Hinderniß in den Weg zu stellen.

Jede Militärperson, die sich dieses Verbrechens schuldig macht, soll arretirt, nach Mainz geführt und streng bestraft werden.

---

1) Zu Seite 59.

Die H.H. Generäle und die kommandirenden Offiziere der Militärposten, haben den Auftrag, gegenwärtigen Befehl auf das strengste zu handhaben.

Im Hauptquartier zu Mainz den 12. November 1813.

Der General, Chef des Generalstabs,
Unterzeichnet: Baron Meinadier.

Für gleichlautende Abschrift:
Der Obrist, Chef des Generalstabs der 26. Militärdivision,
Unterzeichnet: Lecourt de Villier.

Für gleichlautende Abschrift:
Der Generalsekretär der Prefektur,
Ruell.

5.

Ordre du Jour[1]).

L'Empereur est informé que les Postes ne sont point respectées, qu'on en enlève les chevaux et les fourrages. Ces désordres compromettent l'un des services les plus importans de l'Armée.

L'intention expresse de Sa Majesté est que les chefs des corps donnent les ordres les plus sévères pour que les maisons de poste soient partout respectées et pour que tout homme qui s'y permettrait le moindre abus soit sévèrement puni. Personne ne doit loger dans les postes.

Mayence, le 3. Novembre 1813.

Le Prince Vice-Connétable, Major-général,
Signé, Alexandre.

Pour ampliation,
Le Général de division, Chef de l'État-major,
Comte Monthion.

---

1) Zu Seite 59.

6.

Zusammenstellung der Zahlen der im Monat Dezember in Mainz verstorbenen Personen nach den Berichten des Präfecten[1]).

			Bürger.	Militär.	
Am	1.	Dezember	20	63	
„	2.	„	19	138	
„	3.	„	15	21	
„	4.	„	24	116	
„	5.	„	12	52	
„	6.	„	20	112	Dazu kommen noch weitere 49, die in Spitälern starben.
„	7.	„	23	40	
„	8.	„	15	40	
„	9.	„	21	48	
„	10.	„	14	77	
„	11.	„	18	56	
„	12.	„	14	74	
„	13.	„	28	123	
„	14.	„	26	38	
„	15.	„	16	51	
„	16.	„	17	55	
„	17.	„	13	44	
„	18.	„	22	45	
„	19.	„	16	46	
„	20.	„	19	123	
„	21.	„	19	49	
„	22.	„	21	116	
„	23.	„	15	106	
„	24.	„	21	54	
„	25.	„	11	13	
„	26.	„	29	209	
„	27.	„	21	90	
„	28.	„	17	78	
„	29.	„	23	45	

---

1) Zu Seite 91. Diese und die folgende Tabelle ist nach den Akten der Präfectur aufgestellt.

7.

Zusammenstellung der Etats des morts enterrés par les soins de la ville de Mayence [1]).

Mars 1814	Militaires enlevés des hôpitaux									Bourgeois de la ville	Total
	de la douane	de Schoenborn	de la caserne rouge	du Lycée	de l'université	des Benedictins	de Stadion	des ambulances de l'université	de chez les habitans		
1.	32	10	12	10	12	11	9	1	—	6	103
2.	40	31	9	11	11	7	4	—	—	10	123
3.	39	20	10	14	2	6	7	—	—	12	110
4.	17	7	11	9	9	8	8	—	1	14	84
5.	22	16	13	17	5	9	10	—	—	8	94
6.	27	18	8	7	7	5	3	—	—	8	83
7.	24	10	10	4	7	4	5	—	—	12	76
8.	47	11	10	8	11	4	5	—	1	16	113
9.	32	37	10	7	7	6	4	—	—	17	120
10.	29	10	12	8	4	9	2	—	—	8	82
11.	23	17	8	6	8	7	4	—	—	7	80
12.	27	17	3	5	2	6	3	—	1	20	84
13.	17	—	9	5	4	5	1	—	—	7	48
14.	15	17	4	7	4	4	1	—	—	15	67
15.	12	—	5	7	1	6	6	—	—	5	42
16.	13	19	9	10	4	12	—	—	—	15	82
17.	12	18	2	2	3	7	1	—	—	12	57
18.	13	7	3	7	2	4	1	—	—	4	41
19.	20	—	5	5	1	3	1	—	—	15	51
20.	9	10	2	5	5	3	7	—	—	5	46
21.	16	27	—	6	5	1	3	—	—	13	71
22.	9	15	—	5	4	4	2	—	—	14	53
23.	6	12	—	6	—	1	—	—	—	9	34
24.	7	10	—	7	6	4	2	—	—	14	50
25.	16	10	—	11	—	—	—	—	—	7	44
26.	3	—	—	5	5	4	2	—	—	7	26
27.	6	17	—	7	3	2	—	—	—	7	42
28.	5	10	—	5	—	—	3	—	—	4	27
29.	5	10	—	3	5	3	4	—	—	5	35
30.	9	12	—	1	—	5	5	—	—	5	37
31.	1	10	—	10	1	—	2	—	—	7	31

1) Zu Seite 127.

8.

Zusammenstellung der Etats des morts enterrés par les soins de la ville de Mayence.

Avril 1814	Militaires enlevés des hôpitaux									Bourgeois de la ville	Total
	de la douane	de Schoenborn	de la caserne rouge	du Lycée	de l'université	des Benedictins	de Stadion	des ambulances de l'université	de chez les habitans		
1.	2	10	—	5	1	—	1	—	—	13	32
2.	5	10	—	2	—	—	3	—	—	12	32
3.	10	—	—	10	—	—	—	—	—	7	27
4.	3	—	—	3	—	—	3	—	—	4	13
5.	2	20	—	5	—	—	2	—	—	5	34
6.	3	—	—	3	—	—	—	—	—	6	12
7.	9	10	—	6	—	—	—	—	—	7	32
8.	3	—	—	—	—	—	5	—	—	4	12
9.	5	—	—	3	—	—	1	—	—	4	13
10.	4	—	—	2	—	—	2	—	—	5	13
11.	—	10	—	—	—	—	—	—	—	9	19
12.	15	9	—	6	—	—	5	—	—	5	40
13.	5	10	—	6	—	—	—	—	—	6	27
14.	7	10	—	8	—	—	—	—	—	8	33
15.	—	—	—	4	—	—	—	—	—	4	8
16.	8	10	—	1	—	—	—	—	—	4	23
17.	3	—	—	3	—	—	—	—	—	7	13
18.	5	10	—	2	—	—	—	—	—	8	25
19.	10	10	—	4	—	—	—	—	—	4	28
20.	1	8	—	3	—	—	—	—	—	6	18
21.	4	—	—	1	—	—	—	—	—	7	12
22.	3	18	—	2	—	—	—	—	—	12	35
23.	3	10	—	3	—	—	—	—	—	7	23
24.	4	10	—	1	—	—	—	—	—	3	18
25.	1	10	—	3	—	—	—	—	—	8	22
26.	1	10	—	—	—	—	—	—	1	5	17
27.	2	8	—	1	—	—	—	—	—	1	12
28.	2	10	—	—	—	—	—	—	—	2	14
29.	7	20	—	—	—	—	—	—	—	2	29
30.	2	10	—	—	—	—	—	—	—	3	15

9.

Mainz, den 19. April 1814.

Herr Maire!

Ohne Zweifel haben Sie Kenntniß von den Gewaltmaßregeln [1], mit welchen man seit gestern gegen diejenigen Bewohner vorangeht, welche mit ihren Beiträgen zu der von dem Herrn Gouverneur der Stadt angesetzten monatlichen Anleihe von 200 000 Frcs. im Rückstande sind. Mannschaften haben Auftrag, Wohnung, Kost und 2 Frcs. für den Tag und Kopf zu verlangen und verschlingen die letzten Mittel, welche den Bewohnern übrig geblieben sind nach dem Rückzuge einer ausgehungerten Armee, nach einer Blokade von 4 Monaten und nach den Zwangslieferungen jeder Art, abgesehen von den Geldanforderungen, welche das Sechsfache der gewöhnlichen Abgaben übersteigen.

Die unterzeichneten, in der fraglichen Zwangslage sich befindenden Bewohner der Stadt rufen Ihre geneigte Vermittelung an zur Beseitigung von Maßregeln, die im Widerspruche stehen mit der neuen Ordnung der Dinge, insbesondere aber mit den menschenfreundlichen Grundsätzen der neuen, soeben für Frankreich verkündeten Verfassung, einer Verfassung, die, unter der Anerkennung des Eigenthumsrechtes und der persönlichen Freiheit der Bürger, die Mißbräuche, welche man sich gegen diese Rechte bis dahin erlaubt hat, beseitigt.

Wir nehmen gerne an, daß die erwähnten Maßregeln von Ihnen nicht gebilligt werden und daß Sie in dieser traurigen Lage Ihren Mitbürgern den Schutz werden angedeihen lassen, der eine Ihrer schönsten Amtsbefugnisse bildet, und daß Sie die Beschwerden Ihrer Mitbürger mit Nachdruck werden zur Geltung bringen, wie dies dem edlen Berufe eines Vertreters constitutioneller Rechte entspricht.

Die Unterzeichneten sind der Ueberzeugung, daß das Zwangsanlehen nicht mehr eingetrieben werden kann:

1. weil das französische Volk in dem Absetzungs-Dekrete des Senats gegen Napoleon Buonaparte als eine Hauptbeschwerde die willkürliche Erhebung von Abgaben, welche mit dem vorliegenden Anlehen auf gleicher Stufe steht, geltend gemacht hat;

2. weil der Gouverneur bei Verhängung dieses Zwangsanlehens auf die Unterbrechung der Verbindungen sich berufen hat, während nach seinem eigenen Zugeständnisse die Verbindung mit der Hauptstadt seit einigen Tagen wieder hergestellt ist;

3. weil die zur Erzwingung der Zahlung angeordneten außerordentlichen Maßregeln sich als willkürliche darstellen und in einer von Napoleon

---

1) Zu Seite 122.

ertheilten Vollmacht wurzeln, die durch die Absetzung desselben hinfällig geworden;

4. weil der Herr Gouverneur uns nicht der in der neuen Verfassung gewährleisteten Rechte berauben kann, wie er dies in der Mainzer Zeitung vom heutigen mit der Bemerkung androht, daß die neuesten Ereignisse in Frankreich auf den über Mainz verhängten Belagerungszustand keinen Einfluß haben sollen;

5. weil nach einer Anordnung des Herrn Gouverneurs selbst vom 16. d. M. alle Acten der öffentlichen Stellen im Namen des provisorischen Gouvernements ausgehen müssen, und das Anlehen von diesem Gouvernement nicht genehmigt ist.

Wir Unterzeichnete bitten Sie weiter dem mit den Functionen des Präfekten beauftragten Beamten Vorstellungen zu machen, um denselben für die Sache der seiner Verwaltung unterstellten Bürger wieder zu gewinnen, nachdem er sich zu den Maßregeln, worüber wir uns beschweren, Beihilfe geleistet hat.

Empfangen Sie, Herr Maire, die Versicherung der Hochachtung Ihrer unterzeichneten Mitbürger

Rehm; Sous-Lieutenant in der Nationalgarde, der mit vier Mann Einquartierung belastet ist; Billig, Notar, der auch Einquartierung hat; Pauly; E. Dumont; Kramer; Wittw. Hauswald; Molitor, Notar, dessen Beschwerde abgewiesen worden; Tauverge, dessen Beschwerde abgewiesen worden; Joseph Hebel; Strigler; Georg Dael, Capitän in der Nationalgarde, Lafournière, Capitän in der Nationalgarde, der vier Mann Einquartierung hat; A. L. Pfeiffer; Wittwe L. Pfeiffer.

10.

An
Seine Hochfürstliche Durchlaucht den Fürsten von Sachsen-Koburg, Generalkommandanten der Blokade-Armee von Mainz [1]).

Durchlauchtigster Fürst!
Gnädigster Herr!

Ich nehme mir die Freiheit, Eurer Durchlaucht zu melden, daß heute zwischen dem Offizier-Corps der hiesigen Garnison und dem Herrn General-Gouverneur verschiedene unangenehme Vorfälle statt hatten, welche die Nichtbezahlung des Traktements der Herren Offiziere zum

1) Zu Seite 148.

Gegenstande hatten. Soldaten und endlich auch mehrere Bürger aus der niedrigsten Klasse durch das böse Beispiel verführt, plünderten verschiedene militärische Magazine, und ist zu fürchten, daß diese unangenehmen Ereignisse bei einer ohnehin gereizten Population nicht zu ernstlicheren Unruhen Anlaß geben.

Um von unserer Stadt, die während des verflossenen Winters und Blokadezustandes unsäglich viel ausgestanden, die schrecklichen Folgen eines Auflaufes oder gar einer Plünderung abzuwenden, scheint es sehr nothwendig zu sein, den Befehl zu geben, daß, wenn die französischen Truppen zum Gauthor hinausziehen, durch eines der anderen Stadtthore gleich starke Detachemente Cavallerie von den alliirten Truppen einziehen, um durch alle Theile der Stadt Patrouillen zu machen und Sicherheit und Eigenthum zu erhalten.

Eurer Durchlaucht Wohlwollen und strenge Ordnungsliebe werden den Schritt entschuldigen, den ich wage und Sie bestimmen, den verlangten Befehl zu geben, von dem sich alle gutgesinnten Bürger von Mainz die Erhaltung der Ordnung versprechen.

Genehmigen Sie, gnädigster Herr Herzog, die Versicherung der tiefsten Ehrfurcht, mit welcher wir haben die Ehre zu sein

Eurer Durchlaucht

die unterthänigsten Diener

Macké, Maire.

C. Lauteren, Mayer, Joh. Kertell.

Mainz, den 2. Mai 1814.

11.

Lieber Herr Maire!

Wir sind sehr gnädig aufgenommen worden, es sind Bayern, die uns übernehmen. Es war auch Sprache von Ihnen, und wir haben das geantwortet, was redliche Bürger, die gewiß Gelegenheit hatten, Ihre aufrichtige, gute Gesinnung für die Stadt und das Wohl Ihrer Bürgerschaft zu sehen, zu fühlen und zu schätzen, sagen konnten. Sie sind verläumdet worden, allein durch einen elenden Menschen, der nichts ist.

Ich hoffe, Sie heute, längstens morgen noch zu sprechen.

In Eil

Ihr ergebenster

Kertell.

Oppenheim, am 1. Mai 1814.

12.

Aus dem Tagebuche des Kaufmanns Johann Jacob Neus,

geb. zu Mainz am 23. Oktober 1767, gest. daselbst am 11. Dezember 1846.

Noch einmal kam es am Allerheiligentage zu einem entscheidenden Treffen bei Hanau zwischen Napoleons rückziehender Armee und einem in Eilmärschen dorthin vorgerückten weit weniger zahlreichen österreichisch-bayerischen Heere, dessen tapferer Anführer Wrede schwer dabei verwundet wurde, indessen es den muthigen aufopfernden Anstrengungen der französischen Garde gelang, ihren Kaiser zu retten, welcher am folgenden Tage sein Hauptquartier hier zu Mainz aufschlug. Bemitleidenswürdig war der Einzug der noch übrigen 80000 Mann, bis zu welcher Zahl Napoleons berühmte Hauptarmee zusammengeschmolzen war; nur die alten Garden und einige Artillerie-Corps hatten noch einige militärische Haltung; alle übrigen kamen nach und nach während drei Tagen in zerstreuten Truppen, zerlumpt und verhungert, Reiter zu Fuß oder auf elenden Pferdegerippen, mit Infanterie von allen Regimentern vermengt, zum großen Theil krank und verwundet, in unserer Stadt an und sammelten sich in verschiedenen Kirchen, deren je eine um die andere zum Vereinigungspunkt der Reste eines ehemaligen Armee-Corps bestimmt war. — Dieß war das Resultat der ewig denkwürdigen Schlacht bei Leipzig, deren große Folgen in jeder Hinsicht unberechenbar sind und bleiben werden. Der achtzehnte Oktober, welcher mehr als einem Welttheil die Freiheit und der mißhandelten Menschheit ihre Würde wiedergab, wird eine neue Epoche der Weltgeschichte bezeichnen, und das große Gute, welches an diesem Tage errungen worden ist, muß ihn im Fortwirken auf künftige Jahrhunderte zum Festtag eines Welttheils erheben.

Für unsere Vaterstadt insbesondere begann indessen mit dem Rückzuge der französischen Armee ein trauriger Zeitraum, und unsere Anwartschaft auf ein künftiges besseres Loos ward durch schwere Leiden erkauft; Druck und Elend aller Art trübten die schöne Hoffnung zur deutschen Wiedergeburt, welche mit jenem Ereigniß in unseren Herzen auflebte. . . Schon seit vierzehn Tagen hatte man angefangen, die Tausende von Kranken und Verwundeten aus den Hospitälern von Frankfurt hierher zu flüchten; im traurigsten Zustande, zum großen

Theile noch ohne Verband, viele unterwegs verschieden oder wirklich sterbend, kamen sie in offenen Schiffen und Nähen, ohne Labsal und schützende Bedeckung übereinander geschichtet, an unserem Ufer an, und die unverzeihliche französische Sorglosigkeit hatte auch nicht die geringste Anstalt zur lindernden Pflege dieser Unglücklichen getroffen, welche fast ganz der allgemeinen Menschenliebe überlassen wurden; aber — o heilige Religion! o Wunder des christlichen Sinnes! was die betheiligten Behörden vergessen hatten, ersetzte so viel als möglich die öffentliche Wohlthätigkeit. Zu Hunderten wanderten Männer und Frauen, Mädchen und Kinder, Priester und Gewerbsleute zwischen den Reihen der jammernden Schlachtopfer des Ehrgeizes eines Einzigen umher, und theilten Speise, Trank, Kleider und Trost aus. Hier sah man ein Weib die schwachen Schultern darbieten, um Verwundete aus dem Schiffe auf den Leiterwagen zu schleppen, und dort beschäftigte sich ein mitleidiger Metzger mit Stücken von Leinwand die Wunden der Elenden zu verbinden, zu deren Pflege kein Wundarzt zu finden war; jetzt begegnete man gutherzigen Kindern, welche einen Verstümmelten auf ihrem kleinen Karren ins ferne Hospital zogen, und dann sah man Damen vom höheren Stande mit Labung und pflegenden Händen zur Nachtzeit die Winkel des Elends besuchen, nicht scheuend den Pesthauch des Todes, der sie zwischen den durchwanderten Reihen der erquickten Flehenden anwehete. Allein unter solchen Umständen war die Mittheilung des Seuchengiftes unvermeidlich; eine schreckliche Nervenkrankheit, der Typhus oder die Kriegspest genannt, ging vom Militär auf den Bürgerstand über und verbreitete sich in kurzer Zeit so, daß im Laufe der Monate Jänner und Hornung des folgenden Jahres 1814 im Durchschnitt mehrere Tausend, hauptsächlich Menschen aus dem kräftigsten Mittelalter, zugleich krank darniederlagen, und innerhalb vier Monate der zehnte Theil der Bevölkerung von Mainz durch den Tod weggerafft wurde. Nicht weniger traurig war in den beiden letzten Monaten des Jahres 1813 das Schicksal der Landbewohner vom ganzen Departement Donnersberg, indem sie die ganze rückziehende Armee, welche hier überm Rhein Halt machte und sich wieder ein wenig zu erholen trachtete, unentgeldlich verpflegen und ernähren mußten, so daß manches Dorf von 70 bis 80 Feuerstätten für acht- bis neunhundert Gäste zu sorgen hatte, und die Seuche sich auch auf das Land verheerend verbreitete.

Unterdessen hatten die zu Frankfurt versammelten Monarchen und die Heerführer der Verbündeten den Rheinübergang beschlossen, welcher in unseren Gegenden während der Nacht vom letzten Dezember bis

zum Neujahrsmorgen 1814 glücklich ausgeführt wurde; da verließen die Franzosen in Eilmärschen, von allen Seiten gedrängt und bekämpft, unser Land, um ihrem schon seit 6 Wochen von Mainz nach Paris zurückgekehrten Kaiser zu folgen, und in den weiten Ebenen der Champagne konnten sie sich dann zuerst wieder nach vielen kleinen Gefechten, vom Inneren unterstützt, in eine Schlachtreihe ordnen und Treffen wagen, welche trotz dem verzweifeltsten Muthe, mit welchem sie gefochten wurden, doch nicht vermögend gewesen sind, das späterhin erfolgte Einrücken der verbündeten Heere in die sogenannte Hauptstadt der kultivirten Welt zu verhindern, welches allen Besorgnissen wegen einiger abermaligen glücklichen Versuche Napoleons sowie seiner Anmaßung auf die Herrschaft der Welt ein Ende machte und den vergötterten Despoten unsers Welttheils auf den Besitz der kleinen Insel Elba im Mittelländischen Meere beschränkte.

Unterdessen alle diese großen Ereignisse in und um Paris in der Vorbereitung und Ausführung statt hatten, seufzten wir arme Mainzer in unserer seit dem Neujahrstage von allen Seiten blokirten Veste und duldeten alle die Drangsale, welche, von einer solchen Lage unzertrennlich, noch durch erschwerende Umstände verbittert wurden. Der von so vielen Hülfsmitteln entblößte französische Gouverneur Morand wußte seine zahlreiche Garnison nicht anders als durch gezwungene Anlehen zu befriedigen, welche alle Bürger von einigem Vermögen zwischen tausend und dreitausend Franken baaren Beitrag kosteten; die Requisitionen an Wein für die Soldaten und besonders für die Hospitäler, in welchen Tausende von Elenden die Todesstunde als ein Labsal erflehten, waren so stark, daß die meisten Besitzer den zehnten Theil ihres Vorrathes abliefern mußten; nicht weniger drückend waren für die Betheiligten die erzwungenen Lieferungen an Leinwand, Oel, Butter und anderen Bedürfnissen, für welch alles zwar Zahlungsscheine ausgestellt, auch zum Theil Staatspapiere als wirkliche Vergütung hingegeben wurden, aber nur um oder meistens unter der Hälfte ihres Nennwerthes späterhin verkauft werden konnten, Erstere aber bis auf den heutigen Tag noch unbezahlt geblieben sind, oder wie Zahlung für die Weine abgegebenen Domanial-Hypotheken von den verbündeten Eroberern selbst in Anspruch genommen werden. Bei dieser gelegentlichen Erwähnung möchte es den Lesern nicht uninteressant sein, zu vernehmen, daß sich bei der Aufzählung des Weinvorrathes unter den Einwohnern der Stadt zufolge selbst eingegebener Listen bei 15 000 Stück vorfanden. Die Gewerblosigkeit und die Teuerung der Lebensmittel, Brod und Wein ausgenommen, waren nicht wenig bedeutende

Beiträge zur öffentlichen Noth; das Pfund geringes Kuhfleisch kostete schon nach zwei Monaten der Blokade einen Gulden, die Maas Milch 30 bis 48 Kreuzer, das Pfund Zucker, dieß große Bedürfniß bei so vielen Kranken, 3 bis 4 Gulden, das Pfund Kaffee zuletzt eine halbe Karolin; das Pferdsfleisch ward in den öffentlichen Scharren um 12 bis 16 Kreuzer verkauft. Der Fleischvorrath hätte freilich bei einer vernünftigen Pflege der vielen hundert kurz vor Einschließung der Stadt aus den weit und breit um dieselbe liegenden Dörfern weggenommenen Ochsen und Kühen viel weiter reichen müssen, wenn die französischen Militärbehörden das arme Vieh nicht hätten verhungern lassen; im Dome, zu dieser traurigen Zeit ein ungeheuerer Stall, bei Feuchtigkeit und Kälte zusammengesperrt und von mißbrauchten hierzu requirirten Bürgern auf das Eis am Ufer des Rheins zur Tränke getrieben, brüllten die armen Thiere vergebens nach Futter, welches ihnen aus den bis zum Ueberflusse mit Hafer gefüllten Magazinen so leicht hätte zu statten kommen können, und unterlagen dann mangels Pflege einer Seuche, welche sie alle in kurzer Zeit wegraffte. Zu derselben Zeit wüthete das Nervenfieber so schrecklich unter den Einwohnern, daß man täglich zwischen 15 und 35 bürgerliche Begräbnisse zählte, während im Durchschnitt Tag für Tag 150 nackte Leichname gestorbener Soldaten in große Gruben, mit Kalk überschüttet, übereinander geworfen wurden.

Da war kein anderer Wagen mehr auf den Straßen zu sehen, als die immer auf- und abrollenden Wägen der Aerzte, welche die Menge der Hülfsbedürftigen zur Eile zwang, und alles Geläute und öffentlich Feierliche bei den Begräbnissen ward aus dem Grunde von der Sanitäts-Commission untersagt, damit es keinen zu starken Eindruck auf das Gemüth der Tausende von Kranken machen möge. Innerhalb vier Monate hatte Mainz durch die pestilenzialische Seuche ungefähr 2500 bürgerliche Bewohner, und die Garnison 12 000 Soldaten verloren, folglich hatte der Tod den zehnten Theil der Bevölkerung zum Opfer weggenommen.

Doch jedes Leiden hat sein angewiesenes Ziel; so auch das unsrige. Am Osterfeste des Jahres 1814 hörten wir beim rund um Mainz donnernden Geschütze die blokirenden Verbündeten ihr Triumphfest feiern, und im Anfange des Monats Mai zogen endlich die Franzosen vertragsmäßig aus, ersetzt durch eine gemischte Garnison, welche anfänglich einen bayerischen, bald aber einen österreichischen Gouverneur mit einem preußischen Commandanten erhielt, welche späterhin, als Napoleon den letzten mißlungenen Versuch zur Wiedererringung seiner Herrschaft durch sein Vordringen aus der Insel Elba nach Frankreich machte,

unter den Oberbefehl des Erzherzogs Karl von Oesterreich zu stehen kam, der über ein Jahr lang sein Hauptquartier im Palaste des deutschen Ordens dahier aufschlug.

Wir waren nun dem deutschen Vaterlande zurück gegeben, aber leider wurden wir von unsern lang und ersehnlich erwarteten deutschen Brüdern höchst unbrüderlich behandelt; eine provisorische Administration hatte kein höheres Interesse, als aus der verwaisten Stadt und dem gleichmäßig regierten Lande den möglichsten Nutzen zu ziehen, und die Anordnung des Bessern dem künftigen Beherrscher zu überlassen, welcher uns endlich im Jahre 1816 und nach der Bestimmung des Wiener Congresses in der Person des Großherzogs Ludwig von Hessen und bei Rhein erschien. Indessen hatten wir bis dahin noch sehr viele Drangsale zu erdulden und mußten zwei Jahre lang die zahlreiche Garnison ganz oder zum Theil in unsern Häusern beherbergen und ernähren, während das ganze Land von dem Hin- und Rückzuge der Kriegsheere, welche dem wortbrüchigen Unternehmen Napoleons entgegenstreben mußten, schrecklich mitgenommen wurde. Gott Lob! Auch diese Schrecknisse sind vorüber gegangen; des großen Frevlers letzter Versuch, Europa neue Fesseln zu schmieden, scheiterte in der berühmten Schlacht bei Waterloo, und er büßte nun seine Frechheit auf dem Felseneilande St. Helena in den Gewässern des Südmeeres. Er, dem ein Welttheil nicht genügte, vertrauerte sein ödes Dasein in einem entlegenen Winkel der Erde, — ein warnendes Beispiel für alle Unterdrücker der Menschheit, welche der Ewige nicht dazu mit seinem Hauche beseelt hat, daß sie der selbstsüchtigen Willkür eines Frevlers zum Fußschemel diene. Sie ist wieder aufgewacht, die Menschheit, zum Gefühl ihrer Würde und mit dankbarem Aufblick zur Herkunft und zur Heimath, wo ihr Vater wohnt. Regiere Du sie, Ewiger, durch väterliche Beherrscher!

Register.